Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 6 — Marburg i. H., den 10. Februar — 1910

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Aus einer bisher unbekannten Predigt Schleiermachers — Wie verträgt sich der Entwickelungsgedanke mit der religiösen Ueberzeugung von der geistigen Sonderstellung des Menschen? Zweite Hälfte — Was soll uns der Berliner Weltkongreß? Zweiter Artikel — Oelberg und Zion — Verschiedenes: Eine unmögliche Verordnung des schleswiger Konsistoriums; Homiletik und Katechetik (Gottschick); Die Psychologie der Heiligkeit (Mörchen); Mystik im Heidentum und Christentum (Lehmann); Luther und Karlstadt (Müller); Ein Katechetenspiegel (Masaryk); Das Vaterunser (Stolz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Aus einer bisher unbekannten Predigt Schleiermachers vom Sonntag Invocavit 8. Februar 1818

Meine andächtigen Freunde!

Es ist wieder die Zeit gekommen, welche uns für die Betrachtung des Leidens des Erlösers in unseren gottesdienstlichen Stunden bestimmt ist.

Wie groß, wie niemals zu erschöpfen dieser Gegenstand ist, davon, denke ich, haben wir Alle die Erfahrung gemacht. Aber ich fürchte auch, etwas Anderes wird Wenigen, vielleicht Keinem unter uns fremd sein, daß eben das, was die Christen an dem Kreuz des Erlösers vereinigen sollte, gewissermaßen zu einer Trennung gereicht hat. Denn so zeigt es sich seit geraumer Zeit schon, daß die verschiedene Wertschätzung des verschiedenen Einflusses, den die Leiden des Erlösers auf unser Heil haben sollten, eine Trennung in der christlichen Gesinnung veranlaßt hat. Indem es Einige gibt, die vorzüglich gern bei dem verweilen, was das Leiden des Erlösers für die christliche Gottseligkeit Stärkendes, zum ernsten und treuen Dienst Aufregendes hat, so geraten diese leicht bei Anderen in Verdacht, daß sie zu wenig Wert legen auf den Einfluß, den das Leiden des Erlösers für den ersten und wesentlichsten Grund unserer Seligkeit hat; und wiederum, indem Andere bei den Leiden des Erlösers an nichts Anderes zu denken vermögen, als wie sie eben dadurch von allem Fluch und von allen Strafen der Sünde erlöst sind, so geraten diese wieder bei Andern in den Verdacht, als sei es ihnen mehr darum zu tun, von der ängstlichen Furcht des menschlichen Herzens befreit zu werden, als dem Erlöser nachzugehen und wie er das Reich des Vaters zu bauen.

So, meine Freunde, sollte es nicht sein. Warum aber ist es so? Gewiß darum, weil die wenigsten Menschen im Stande sind, sich von der Stimmung ihres eigenen Gemütes in gewissem Grade zu entfremden, um in ein anderes hineinzugehn. Und doch ist dies eine teure und heilige Pflicht der Christen, und es sollte der Anblick des Leidens Christi ganz vorzüglich dazu wirken, daß, wie die Ergebung in ihnen auch eine andere Gestalt annimmt, wir doch dieselbe Liebe, denselben Geist in ihnen erkennen sollen. O gewiß, der mit seiner Liebe die ganze Welt umfaßte, soll unser Herz nicht verengen, daß wir nur Einige, und Andre nicht, die seinen Namen auch bekennen, mit unserer Liebe umfassen. Darum habe ich es für wichtig gehalten, die verschiedenen Gesichtspunkte des Leidens Christi ins Auge zu fassen und uns mit allen diesen zu befreunden, damit es uns leicht werde, zu der Einsicht zu gelangen, daß, wenngleich der Eine dies, der Andere jenes vorziehet, Eins doch ohne das Andre nicht bestehen könne, und in ihm eben Alles eins ist, nur damit sich Alle zu dem einen großen Werke Gottes, welches der Erlöser im Gehorsam bis zum Tode vollbracht hat, vereinigen. Dazu laßt uns Gott um Segen bitten im Gebet des Herrn. Unser Vater ...

Text. Hebr. 12, 1—3

Darum auch wir, dieweil wir einen solchen Haufen Zeugen um uns haben, laßt uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte möge Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. Gedenket an den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Mut matt werdet und ablasset.

Es kann uns nicht entgehen, meine Freunde, wie, was der heilige Schriftsteller in diesen Worten sagt, ganz darauf abzielt, den heiligenden Einfluß, den die Betrachtung des Leidens unseres Erlösers auf uns haben soll, uns lebhaft vor Augen zu stellen. Daß also auch darauf die Gemüter der Christen, wenn sie an den leidenden Erlöser denken, gerichtet sein sollen, daß uns, wenn wir es daran fehlen lassen, auch die Kraft manches herrlichen Wortes der Schrift, wie eben dieses, entgehen würde, das wird wohl Niemand unter uns in Abrede stellen wollen; und so laßt uns denn, unbeschadet alles Uebrigen, mit diesem heiligenden Einfluß des Leidens unseres Erlösers [uns] beschäftigen.

Er besteht aber gewiß vorzüglich darin 1) daß das Leiden des Erlösers uns ein nachahmenswürdiges Vorbild ist, 2) daß es als das große Wahrzeichen des Christentums unsere ernste Aufmerksamkeit auf sich zieht, und 3) darin, daß es als die Tränensaat unseres Herrn und Meisters den Eifer der Dankbarkeit in uns rege machen soll.

Erstens: das Leiden des Erlösers soll uns Allen sein ein nachahmenswürdiges Vorbild.

Freilich scheint auf den ersten Anblick unser ganzes Leben auf Erden, die ganze Ordnung der menschlichen Dinge, seitdem nun schon so lange der Bund, den der Erlöser gestiftet hat, besteht und so weit unter den Menschen verbreitet ist, eine solche zu sein, daß Wenige unter uns Gelegenheit haben möchten, sich den leidenden Erlöser zum Vorbilde zu setzen. Wohl, werden wir sagen, hatte der heilige Schriftsteller Recht, dies denen vorzustellen, an die er schrieb; denn damals war noch die Zeit der Verfolgung, wo Niemand die Gefahr des Lebens scheuen durfte. Aber jetzt, nachdem die Kirche Christi sicher gestellt ist, nachdem die Feinde Christi überwunden sind, nachdem alle Kraft der Gesellschaft, der geistigen Bildung auf Erden vorzugsweise in denen ist, die seinen Namen bekennen, wo sollten doch die Leiden herkommen, in denen uns der Erlöser zum Vorbilde dienen könnte? Denn was Jeder zu leiden hat von der Unvollkommenheit der irdischen Dinge, als Folge seiner eignen Sünden, dabei können wir uns den Erlöser nicht zum Vorbilde stellen, weil sein Leiden ein anderes war. . . .

Leider können wir die Fortsetzung dieser bisher noch nie veröffentlichten Predigt Schleiermachers nicht mitteilen. Die Nachschrift, die sich kürzlich im Archiv der Dreifaltigkeitsgemeinde zu Berlin vorgefunden hat, bricht hier ab. Aus anderen Predigten und aus der Glaubenslehre lässt sich etwa Folgendes ergänzen:

Das Leiden des Erlösers erneuert sich, wenn auch in einem verringerten Maßstab, in den Seinigen, insofern es von der Sünde ausging: auch sie leiden unter der Unempfänglichkeit der Eigennützigen, die das Gute zu hintertreiben suchen, zumal dann, wenn diese das Gute wider ihr besseres Wissen mit fleischlichen Waffen bekämpfen (Predigten II, 5, 7). Wenn erst die Zeit da wäre, wo Keiner einen anderen Ruhm hätte, als den in Christo, und kein anderes Bestreben unter den Menschen sichtbar würde, als das sich auf seine Verherrlichung bezieht, so müsste die Gemeinschaft der Leiden Christi aufhören, und es käme nicht mehr um Christi willen Leiden über die Gläubigen. Aber auch dann wird der leidende Erlöser unser Vorbild sein, und das Bestreben, ihm ähnlich zu werden, darf nie getrennt werden von dem Gedächtnis seiner Leiden, weil sich darin auf das unmittelbarste ausspricht die Herrschaft des Geistigen über das Irdische. Diese Kraft des Geistes in uns hinüberzuführen, das ist der eigentliche Sinn des Wortes, dass wir nur durch Gemeinschaft der Leiden Christi an seiner Herrlichkeit Teil haben können. Damit kann nicht gemeint sein, dass wir eben so leiden wie er; aber das innige Mitgefühl, das Sichversenken in sein Leiden, wie sich die stille Ruhe seiner Seele und der Friede Gottes darin verklärt, das ist es, wodurch wir an seiner Herrlichkeit Teil haben können (X, S. 790 ff.).

Auf das Vorbild des Leidens Christi weist Schleiermacher auch in den Predigten der späteren Zeit immer wieder hin, z. B. II, 6, 10; III, 19. Aber er bleibt dabei nicht stehen: das Leiden Christi ist die Offenbarung der Liebe Gottes und als solche von Gott geordnete, geschichtliche Notwendigkeit (II, 6, 11; III, 21). Nur in dem unsündlichen Leiden Christi bis zum Tode kann sich uns die Art, wie Gott in ihm war um die Welt mit sich zu versöhnen, zur vollständigen Anschaulichkeit vergegenwärtigen; und nur in der Gemeinschaft seines Leidens, wenn sie uns so beseelt, dass wir in ihr die Reinheit und Vollkommenheit des Gehorsams wirklich darstellen, kann auch seine Seligkeit, so vollkommen als uns möglich ist, mitgefühlt werden, so dass uns die Mitteilung seiner Heiligkeit sowohl als seiner Seligkeit immer zunächst aus dem Versenken in sein Leiden aufgeht (Der christliche Glaube 1823, II, S. 285). —

Schleiermacher pflegte im Hauptgottesdienst der Passionszeit das Leiden Christi von einem bestimmten Gesichtspunkt aus zu behandeln und darnach Texte und Gegenstände der einzelnen Predigten auszuwählen. So besprach er in einer Serie von Passionspredigten 1812 das Leiden Jesu in seinem irdischen Beruf vor der letzten Lebenszeit. Ein anderes Mal, wahrscheinlich 1820, predigte er über die letzten Worte Christi; 1832 über die Notwendigkeit des göttliches Ratschlusses in Bezug auf das Leiden; 1833 über den Zusammenhang des Leidens Christi mit seiner Berufswirksamkeit unter seinem Volk; in den zwanziger Jahren über die Art, wie sich in den Seinigen das Leiden des Erlösers erneuert; über die Weissagungen des Leidens.

Dieses Thema kündigte er jedesmal am Sonntag Invocavit an: so scheint auch die hier abgedruckte Einleitung für die Passionszeit 1818, aus der im übrigen keine Predigten erhalten sind, als allgemeines Thema anzugeben das Recht verschiedener Ansichten über den Wert des Leidens Christi für die christliche Frömmigkeit und ihre innere Verbindung.

Johannes Bauer

Wie verträgt sich der Entwicklungsgedanke mit der religiösen Ueberzeugung von der geistigen Sonderstellung des Menschen?

3

Wir stellen die Behauptung voran: Die menschliche Seelenfunktion übersteigt das Maß der tierischen so weit, daß wir auf dieser unserer Entwicklungsstufe eben von Geist zu reden uns gewöhnt haben. Dabei bleibt die deszendenztheoretische Voraussetzung, daß die menschliche Seele von den tierischen Ahnen her pithekoide oder marsupialische oder was immer für welche Erbteile besitzt. Die Eigentümlichkeiten der menschlichen Seele aber treten uns in der geistigen Betätigung des Menschen durch Kunst und Technik, vernünftiges Denken (Wissenschaft) und Sprache, Religion und Sittlichkeit hervor.

Von dreien dieser Stücke hat man allerdings auch bei den Tieren reden wollen: von Sprache, Religion und Sittlichkeit. Ist das, was bei den Tieren von solchen Fähigkeiten bemerkt wird, den menschlichen kommensurabel? — Die Religion kann sofort ausgeschaltet werden; Cuviers Behauptung, daß der Elefant Religion habe, wird heute allgemein belacht; Hegel konnte den schlechten Witz machen, daß nach Schleiermacher der Hund das religiöseste Wesen sei, da er das ausgebildetste Abhängigkeitsgefühl habe; und es gibt schlichterdings keinen Anhaltspunkt für die Annahme einer tierischen Religiosität. Was wir Religion nennen, das ist nur möglich, wo neben dem Gefühl vernünftiges Denken am Werke und die Idee des Unendlichen vorhanden ist. Bei Wesen, die nicht mittels Denkens und vernunftgepaarten Gefühles abstrakte Ideen perzipieren, ist Religion nicht anzutreffen.

Nicht anders steht es mit der Behauptung tierischer Sittlichkeit. Was man bei Tieren als sittliche Regungen in Anspruch genommen hat, wie den monogamischen Zug bei Tauben, Störchen usw., das ist bloßer Instinkt. Der Hund oder die Katze, die über ihr Vergehen Reue empfinden sollen, nachdem sie ertappt sind, handeln doch einfach nach einer Vorstellungsassoziation, die mit dem Erinnerungsbilde gegeben ist: daß der Herr schlägt, wenn sie genascht haben. Und was gar L. Büchner über die humane Sklaverei zu rühmen weiß, bei der die Ameisen nie ausgebildete Artgenossen, sondern nur Larven und Puppen in die Knechtschaft führen, so daß den betreffenden Wesen kein Vergleich ihrer untergeordneten Lage mit einem früheren Freiheitszustande möglich sei: das ist eine romantisch-abenteuerliche Deutung. In Wahrheit handelt es sich dabei nicht um ein Bewußtsein des Zweckes, geschweige der Moral, sondern um einen durch Erfahrung zu gewohnheitsmäßigem Handeln treibenden Instinkt. Die Erfahrung hatte den Raubameisen gezeigt, daß das Rauben der erwachsenen Exemplare schwieriger ist und auch weniger sicher, da solche Tiere in der Regel wieder fliehen. Die Erfahrung, der durchaus keine Ueberlegung zu folgen brauchte, züchtete den Instinkt. Der Instinkt ersetzt den Tieren das Denken, die Ueberlegung. Sie haben Vorstellungen und Erinnerung und infolge des Zusammenwirkens beider auch Vorstellungsassoziationen; aber was man von Ueberlegung bei ihnen hat beobachten wollen, das hat sich immer wieder als bloße Assoziation herausgestellt.

Das steht jedenfalls fest: durch begriffliches und abstraktes Denken und die hierauf ruhende Sprache unterscheidet sich der Mensch von den Tieren. Denken und Sprechen hängen unmittelbar mit einander zusammen, und wir müssen annehmen, daß sie fast gleichzeitig mit einander sich eingestellt haben. Dabei läßt sich zugleich wahrscheinlich machen, daß die Denkfähigkeit überhaupt das bildende Prinzip der menschlichen Eigenart ist, indem sowohl die Sprache wie die Kunst entstanden sind durch Erregung des Denkens.

Höher entwickelte Tiere lassen auch einen Ansatz zur Sprache, ein schwach befriedigtes Mitteilungsbedürfnis erkennen. Das nimmt uns nicht Wunder und verwirrt unseren Anschauungskreis nicht, da wir ja grundsätzlich die Einsicht festgelegt haben, daß auch die wichtigsten Eigenarten, die einen neuen Gattungscharakter bestimmen, auf dem Wege ganz allmählicher Entwickelung entstanden und an der oberen Grenze der tiefer stehenden Gattung irgendwie vorgebildet sein können. In dieser Beziehung ist das Mitteilungsvermögen des in der menschlichen Gesellschaft lebenden Hundes nicht das maßgebende Kriterium, da eine erzieherische Ausbildung seines naturhaft vorhandenen Vermögens in der Regel stattgefunden hat. Unter den frei lebenden Tieren besitzen aber die höchstentwickelten rezenten Menschenaffen das vollkommenste tierische Mitteilungsvermögen, sowohl durch Pantomime wie durch Laute. Dennoch ist die artikulierte Sprache des Menschen ein völliges Novum, das ermöglicht worden ist durch das begriffliche und abstrakte Denken.

Die Meinung unserer früheren Sprachtheoretiker nämlich, daß die Sprache durch Instinkt zu erklären und als Reflexäußerung zu verstehen sei (Lazarus, Steinthal, Max Müller, denen sich auch Wundt im wesentlichen beigesellt), ist nicht durchführbar. Steinthal sagt in seinem „Abriß der Sprachwissenschaft", das Sprechen sei eine „Befreiuungstätigkeit", durch welche die Seele von einem körperlichen Druck erleichtert werde. „Die Sprache wirkt wie ein Tränenerguß und oft zusammen mit ihm. Besonders das erste Hervorbrechen der Sprache beim Kinde und beim Urmenschen ist eine Befreiung der Seele von dem Drucke der auf sie eindringenden Sinnesempfindungen." Wundt, der in den beiden ersten Bänden seiner Völkerpsychologie näher auf den Prozeß der Sprachbildung eingeht, meint doch auch, Worte seien zunächst unwillkürliche Klanggebärden, die die Pantomime teils begleiteten, teils ersetzten.

Aber diese Auffassung genügt nicht zur Erklärung des menschlichen Sprechens. Wir bleiben bei dieser Betrachtung auf dem Boden der tierischen Reflexlaute und der tierischen Mitteilung, die freilich dem Menschen nicht abhanden gekommen sind. Es kommt aber darauf an, wie die artikulierte Sprache des Menschen erklärbar werde, die von den einfachen Rücksichten auf die täglichen Bedürfnisse sich zu lösen und unabhängig davon sich zu äußern und fortzubilden verstand. Hierüber wird durch die physiologische Reflextheorie nichts eröffnet. Vielmehr kehrt diese den Sachverhalt um. Steinthal ist der Meinung, der Mensch habe vor der Erfindung der Sprache nur tierische, isolierte Anschauungen gehabt, und erst durch die Sprache habe er sich zu allgemeinen Anschauungen aufgeschwungen. Das Sprechen ist ihm also nicht das Mittel, den vorhandenen inneren Besitz auszudrücken, sondern das Mittel, das Innere, die Anschauung zu schaffen. Sprechen ist nach ihm „nicht primär ein Mittel zur Verständigung mit Anderen", sondern „das allgemeinste und eigentliche Apperzeptionsmittel." Deshalb stimmt er mit Lazarus darin überein, daß das fast unaufhörliche, auch in der Beschäftigung mit sich selbst beim Spielen geübte Sprechen des kleinen Kindes den Drang zum Apperzipieren bedeute. Eine seltsame Auffassung! Möglich geworden ist sie durch die ihr einwohnende relative Wahrheit. Denn das ist ja gewiß, daß das Sprechen, nachdem es einmal gelernt ist, als Aussprechen der Gedanken (sowie auch als Niederschreiben derselben) das Denken fördert und klärt und insofern die Apperzeption unterstützt. Es kann in der Praxis zum Denkmittel werden, kann aber auch, wie wohl Jeder an sich erfährt, zum momentanen Denkhemmnis werden. Jedoch dafür, daß die artikulierte Sprache entstanden ist, war das Denken die Voraussetzung. In dieser Hinsicht hat Th. Curti das Richtige getroffen: „Schon zur Bildung der elementaren Sprache wurde das Vermögen der Anschauung, der Vorstellung und der Vergleichung, ferner der Orts- und Zahlensinn, desgleichen auch das Gedächtnis erfordert, welche sich alle als Bestandteile des inneren Sprachorgans aufzählen lassen." Womit denn zugleich deutlich ist, daß die Tiere nicht zur Sprache gelangen können, weil die genannten geistigen Fähigkeiten (mit Ausnahme von Gedächtnis und Ortssinn) ihnen abgehen.

Um mich nnn nicht näher in die Sprachtheorie zu vertiefen, will ich nur noch auf eine experimentelle physiologische Begründung des von mir befürworteten engen Zusammenhanges zwischen Denken und Sprechen und der Priorität des Denkens vor dem Sprechen verweisen. Robert Sommer berichtet im zweiten Jahrgang (1891) der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane" unter der Ueberschrift „Zur Psychologie der Sprache" über den Fall Voit. Dieser Brauknecht konnte, der Untersuchung Grasheys zufolge, nach einer Kopfverletzung „Objektbilder, Klangbilder und Symbole nur sehr kurze Zeit festhalten, mögen ihm die betreffenden Bilder neu oder von früher bekannt sein; zeigt man ihm z. B. aus einer Reihe von Gegenständen ein Messer, verdeckt einen Moment die Gegenstände und fordert ihn dann auf, den unmittelbar vorher gezeigten Gegenstand zu berühren, so ist er hierzu vollständig unfähig, weil er das Bild des Messers vergessen hat." Sollte er zu einem gegebenen Gegenstand den Namen finden, so übte er stets Schreibbewegungen aus, bevor er den Namen hervorbrachte. Die Lautbildungs- und Sprachstörung war bedingt durch die Schwäche des „optischen Gedächtnisses", das er durch Schreiben unterstützte. Selbst bei Festhaltung sämtlicher Gliedmaßen „führten eigentümliche Mundverziehungen auf die überraschende Wahrnehmung, daß Voit in diesem Falle mit der Zunge in der Mundhöhle Schreibbewegungen macht. Die Zunge wird hiermit wirklich nach Art eines schreibenden Fingers auf und nieder bewegt." Bei Fesselung auch der Zunge (durch Herausstreckenlassen) war er „überhaupt nicht mehr imstande, das Wort zu finden und auszusprechen. Er fand im Zustande der totalen Fesselung das Wort nie, sondern schüttelte stets auf die Frage, ob er das Wort wisse, mit dem Kopf." Nun konnte weiterhin experimentell festgestellt werden, daß zwischen dem Objektbilde und den Schreibbewegungen nicht etwa Buchstabenbilder lagen, die in den Schreibbewegungen zum Ausdruck kamen. Wo es sich nämlich darum handelte, für zwei Objekte den zusammenfassenden Namen zu finden, ist nicht anzunehmen, daß die Buchstabenbilder des erst zu findenden zusammenfassenden Wortes mit den beiden Gesichtsbildern vergesellschaftet waren. Für zwei ihm dargebotene Objekte fand er, nicht gefesselt, jedesmal rasch den nächst höheren Begriff zu den gegebenen Gegenständen. Wurde er an Schreibbewegungen gehemmt, so war er nicht imstande, das zusammenfassende Wort zu finden; er bejahte die Zusammengehörigkeit der Dinge, ohne die Bezeichnung nennen zu können. Das Denken arbeitete also in der Weise, daß die Dinge zusammenbegriffen wurden; was fehlte, war der sprachliche Ausdruck. A. Pick, der im dritten Jahrgang derselben Zeitschrift diese Experimente abermals illustriert und würdigt, kommt daher zu dem unausweichlichen Schlusse:

> Wenn Max Müller Denken ohne Sprechen leugnet, so beweist Voits wortloses Begreifen mehr als ganze Bände voll theoretischer Diskussionen.

So viel zeigt uns dieser Fall, daß in gewissen Anomalien beim rezenten Menschen eine so innerliche und kausale Beziehung des Denkens zum Sprechen zur Erscheinung kommt, die erkennen läßt, daß hier das Denken dem Sprechen vorausgeht und das Sprechen als eine notwendige Funktion des Denkens bezeichnet werden kann. Läßt sich nun vielleicht zeigen, daß dasselbe gegenseitige Verhältnis bereits in den Zeiten der Menschheitsbildung stattgefunden hat? Es ist für unser Thema nicht unwichtig, diese Frage zu beleuchten; mag sie auch selbst als Frage schon von Manchen abgelehnt werden, da sie spekulativer Art sei, so wäre es doch angesichts der bedeutenden Aufschlüsse, die der empirische Befund darreicht, ein voreiliger Verzicht, sie ganz beiseite zu schieben. Ich bin überzeugt, daß sich wahrscheinlich machen läßt, daß der „entwicklungsgeschichtliche Faktor" bei dem Prozeß der Deszendenz des Menschen geistig geartet ist. Nur ein der tierischen Seele wirklich überlegener Intellekt konnte den Bestand eines Wesens sichern, das die körperliche Beschaffenheit des Menschen besaß. Die rapid aufsteigende Denktätigkeit war für den Urmenschen nötig, der in seiner Umgebung leben wollte. Daß er jedoch nicht nur sein Leben fristete, sondern sich die Herrschaft über die Umwelt errang, zeigt, wie bedeutsam sein Intellekt arbeitete. Durch die exakte paläontologische Erforschung der Umweltverhältnisse des Urmenschen und seiner eigenen Produktivität wird diese Betrachtung geboten und von den Fachmännern (z. B. M. Hoernes) gebührend hervorgehoben.

Wer diesen Schluß nicht zugeben würde, der müßte dabei stehen bleiben, daß in der morphologischen Veränderung des Vormenschen (Proanthropus) der treibende Faktor zur Entstehung des Urmenschen (des Homo primigenius) zu erblicken sei. So wurde von den darwinistisch denkenden Biologen der aufrechte Gang als das zuerst aufgetretene Merkmal der neu entstehenden Art gewertet, die Gehirn- und Seelenentwicklung sei gefolgt. Die morphologische Betrachtung lehrt uns aber, daß es umgekehrt gewesen sein muß. Nur dann fügen sich die menschlichen Eigentümlichkeiten zu einander, wenn der Anfang mit der eigentümlichen Größenentwickelung des Gehirns gemacht war. Denn daraus folgte die Nötigung, daß, wenn der schwer gewordene Kopf entsprechend hoch getragen werden sollte, der Schädelgrund abgeknickt wurde und der sogenannte Keilbeinwinkel entstand. Hierdurch wieder war eine veränderte Lage des Hinterhauptloches bedingt, und mit dieser hängt der aufrechte Gang (ebenso natürlich auch die menschliche Schenkelbildung usw.) unmittelbar zusammen. Keine dieser Eigentümlichkeiten kann jedoch mit einem Schlage fertig hervorgetreten sein; sie alle sind allmählich und daher noch mit einander herangereift zu denken. Dasjenige Organ aber, welches sich als zuerst und vornehmlich fortgebildet bekundet, ist der physiologische Sitz des Intellekts. Die Bildung der Denkfähigkeit ist das spezifische menschliche Gattungsmerkmal.

Daß dieser Intellekt in der Tat ganz unvergleichlich über jede Analogie tierischen Seelenlebens hinausliegt, ist äußerlich durch die Schädelbildung bezeugt. Der Abstand der menschlichen Schädelkapazität (des Hirnraumes) von dem größten rezenten tierischen Kapazitätsmaß ist so bedeutend, daß man

schon bei dieser äußerlichen Eigentümlichkeit Bedenken trägt, von einer bloß gradlichen Weiterentwickelung zu sprechen. Das ist — wie ich zur Beseitigung jeglichen Mißverständnisses auch hier wieder einfüge — nicht so zu verstehen, als ob durch den hiermit angedeuteten „Sprung“ die Entwickelung ausgeschaltet werden sollte.*) Entwickelungslinien und Zwischenglieder lassen sich sehr wohl aufzeigen; aber das Endresultat ist doch wirklich etwas, das im Tierreiche nicht, selbst nur ahnungsvoll, erreicht wird und das bei seiner Anwendung im Denkprozesse im ganzen Tierreich keine Analogie mehr hat.

Die Vergleichstabelle der Schädelkapazitäten (z. B. in Topinards Anthropologie, zweite Auflage, deutsch von Neuhauß, 1888, S. 45) weist die gewaltige Differenz auf. Die höchste Affenschädelkapazität (die höchste tierische überhaupt) besitzt der Gorillamann mit 531 Kubikzentimeter, die niedrigste Kapazität unter den Menschenaffen zeigt das ausgewachsene Schimpansenweib mit etwa 400 Kubikzentimeter. Zum Vergleich können wir beisetzen, daß der Löwe mit einer um 75 bis 80 ccm kleineren Schädelkapazität folgt und es dann weiter abwärts geht. Die Deszendenzgegner führen nun die um 1500 ccm liegende Schädelkapazität des modernen Europäers an, um schlankweg zu behaupten, eine solche Kluft von fast tausend Kubikzentimetern könne man nimmermehr durch deszendenztheoretische Konstruktionen ausfüllen. Allein wir kennen wirklich Zwischenstufen zwischen 531 und 1500, die wir nicht unterwürdigen dürfen.

Kommen wir doch schon bei den tiefer stehenden rezenten Menschenrassen bis zu einer unter 1000 Kubikzentimetern liegenden Schädelkapazität herab, so daß selbst der tiefstehende europäische Schädel der Steinzeit mit seiner fliehenden Stirn und seinen noch starken diluvialen Ueberaugenwülsten, der „Neandertaler“, das Durchschnittsmaß der Kapazität der Hottentotten- und Buschmännerschädel in seinen etwa 1220 bis 1230 ccm überholt. Außerdem aber besitzen wir noch ein sehr wertvolles Schädeldach, das auf eine Kapazität von 750 bis 850 ccm führt. Das ist das von dem holländischen Arzte Dubois in einer noch ungestörten geologischen Formation Javas neben Knochen tertiärer Elefanten gefundene Schädeldach, dessen Besitzer den Namen Pithecanthropus erectus (alalus) erhielt (= der aufrecht gehende, noch sprachlose Affenmensch). Es ist für unsere Frage gleichgültig, ob der in der Nähe des Schädels gefundene ganz menschlich gebildete Schenkel, der den Beinamen des Aufrechtgehenden veranlaßt hat, wirklich demselben Wesen angehört hat — was bekanntlich bestritten wird. Das Schädeldach ist auf jeden Fall eines der bedeutendsten Dokumente, die wir von einer Wesensform haben, welche ihren Platz nur zwischen dem heutigen sowie dem Steinzeit-Menschen einerseits und irgend einem affenähnlichen Typus andrerseits behaupten kann. Wie die Kapazität dieses Schädels in der Mitte zwischen der tieferen Stufe des heutigen Menschen und der höheren des heutigen Affen sich befindet, so bedeutet auch seine Form eine Uebergangsbildung. Diese Hirnschale hat ein noch flacheres Dach als die Neandertaler und erheblicher ausgebildete Ueberaugenwülste. Freilich hat Virchow im Korrespondenzblatt für Anthropologie (1892) mit bezug auf den Javaschädel gesagt:

> Meiner Ansicht nach kann Jemand unmöglich herausbringen, wie der Unterteil ausgesehen hat, der zu dem Schädeldache gehört hat, so wenig wie man aus dem Unterteile eines Schädels sich ein zuverlässiges Bild des Oberteiles machen kann.

Allein dadurch wird nicht gehindert, die ungefähre Höhe der Schädelkapazität zu berechnen, wie sie oben mit einem Spielraum von 100 ccm angegeben wurde. Eine vorsichtige und doch klare Stellungnahme scheint mir der Würzburger Kraniologe O. Schultze in dem Sitzungsbericht der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg 1896 niedergelegt zu haben:

> Es liegt ein wohl aus dem Tertiär stammendes, also durch sein Alter sämtliche bisher bekannten Schädeldächer weit überragendes Schädeldach vor, das in bisher gänzlich unbekannter Weise affenartige und menschliche Eigenschaften vereinigt. Ein Menschenschädel in dem heutigen Sinne ist es ebenso wenig als das Schädeldach eines Anthropoiden. . . . Immerhin würde ich die Bezeichnung „Schädeldach eines tertären Urmenschen“ vorziehen.

4

Der Blick auf diese Tatsachen lehrt uns zum mindesten, daß die heutige menschliche Gehirnstufe Vorstufen gehabt hat, in denen die heutige Höhenlage des Geistes vorbereitet worden ist. Beachten wir nun außerdem die bis ins früheste Diluvium zurückreichenden paläolitischen Funde und deren von den ältesten Perioden her ansteigende Verfeinerung, so ist der Schluß nicht zu umgehen, daß der Mensch in den nachweisbar ältesten Zeiten seines Daseins in der Erfindung von Mitteln seiner Existenzbedingung, von Waffen und Werkzeugen sich erprobt hat, die ihm seine körperlichen Mängel ersetzten, daß er aber auch schon sehr bald darüber hinausgegangen ist zu einer Betätigung seines Geistes, die sich von den äußerlich notwendigen Lebensinteressen löste und zu ästhetischen Bildungen hinaufführte.

Wenn wir auch keine genügenden Anhaltspunkte für das Vorhandensein eines tertiären Menschen haben — wenigstens keine solchen, die unbestritten geblieben sind — und wenn wir nicht so zuversichtlich wie M. Verworn und L. Reinhardt vom pliocänen und gar vom miocänen Menschen sprechen dürfen, da die betreffenden Steinfunde noch immer stark in Zweifel gezogen werden und einer gründlichen, auch experimentellen Untersuchung bedürfen: so ist doch bis in die tiefsten Schichten des Diluviums oder Pleistocäns die kulturelle Wirksamkeit des Menschen mit Sicherheit zu verfolgen. Der Ansatz zu einer kulturellen Lebenshaltung und Lebenssicherung war durch die Nachbarschaft der von Natur wohlbewehrten, zum großen Teile riesenhaften Tiere geboten, die dem Menschen sowohl zur Nahrung dienten als auch seine Existenz erschwerten. Halte ich mich für die Anordnung der diluvialen Kulturperioden an die zusammenziehende und daher einfachere Terminologie von Hoernes, so ist die älteste das Chelléo-Moustérien, in Deutschland z. B. repräsentiert durch Taubach bei Weimar, wo der Mensch (nach Penck in der der letzten europäischen Eisperiode voraufgegangenen gemäßigten Zwischeneiszeit) mit Hirsch, Reh, Wolf, Bär, Wildschwein, Auerochs, andernorts auch mit Elefant und Rhinozeros zusammen lebte; die zweite das Solutréen, repräsentiert z. B. durch Mentone und Brünn, wo der Mensch außer mit dem Wildpferd vorzugsweise mit arktischen Tieren wie Mammut und wollharigem Nashorn sein Revier teilte; die dritte (Ober-) Stufe das Magdalénien, die eigentliche Renntierzeit, repräsentiert z. B. durch das nordschweizerische Keßlerloch und Schweizerbild, das schwäbische Schussenried und Andernach. Während nun die älteste dieser Perioden nur primitivste Steinwerkzeuge zurückgelassen zu haben scheint, geben uns die Schichten der Solutré-

*) Die beliebte Redewendung von dem „Sprung der Entwickelung“ oder der „sprunghaften Entwickelung“ kann leicht zu Mißverständnissen führen und wird tatsächlich oft zu falschen Folgerungen benutzt. Deshalb sei hier auf das Mißliche dieses Ausdrucks hingewiesen. Recht angewendet hat er seine Berechtigung. Er diente zunächst zur Bezeichnung der plötzlichen Erscheinungen von Varietätsmerkmalen, vor deren Entstehung keine sie vorbereitenden Züge zu beobachten waren. Von solchen Erscheinungen aber, die in bestimmten einzelnen Fällen von Züchtung besonders auf botanischem Gebiete wahrgenommen werden, kann man den Begriff sprunghafter Entwickelung nicht willkürlich auf andere Entwicklungsprozesse übertragen; sondern man hat sich bei seiner Anwendung streng an die Einzelerfahrung zu binden. Nimmt man den Begriff des Entwicklungssprunges zu Hilfe zur Kennzeichnung von nur vermeintlich plötzlich auftretenden Bildungen, für welche in unserem Gesichtsfeld jedwede Verbindungslinien fehlen und welche in den unserem Wissen unterbreiteten nächstniedrigen Formen noch nicht determiniert erscheinen möchten: so ist das eine uneigentliche und subjektiv bedingte Verwendung des Begriffes. Nur in dieser uneigentlichen Weise kann man von einem Sprung reden, den die organische Entwickelung bei der Produktion des ersten Menschen aus dem Tierreiche heraus gemacht habe. Direkt fehlerhaft jedoch wird der Begriff des Sprunges gebildet, wenn er etwa besagen soll, daß bei dem betreffenden Falle die allmähliche Entwickelung gar nicht statt gehabt habe, sondern daß etwas Außerordentliches, von dem übrigen Naturgange irgendwie Abweichendes vor sich gegangen sei. Ein solcher Sprungbegriff ist durch keine naturkundlichen Tatsachen an die Hand gegeben, sondern ist lediglich aus den gewaltigen Differenzen, die ein „fertiges“ neues Entwicklungsergebnis gegenüber den verwandten Formen aufweist, abgelesen und ist daher als eine vorschnelle und unempirische Auffassung von der Entstehung der neuen Formen zu beurteilen. Für die empirische Naturbetrachtung und für die an der Empirie orientierte Naturspekulation bleibt — bei Vorbehalt einer oft sehr schnell vor sich gehenden Weiterbildung — der alte Satz in Kraft: „die Natur macht keinen Sprung.“ Die entwicklungstheoretische Betrachtung des Menschen schließt daher einen „Sprung“ in dem Sinne aus, als seien irgendwelche Glieder des normalen allmählichen Fortbildungsprozesses übersprungen.

oder Mittelstufe schon wohlgelungene Artefakten. Aber wir werden auch die vom heutigen kulturbewußten Menschen häufig belächelten Werkzeuge der ältesten Generation als vollgültige Dokumente der eigenartigen intellektuellen Betätigung des Homo antiquus nicht außer Acht lassen dürfen. Dabei darf freilich behufs allseitiger Würdigung nicht ausgeschaltet werden, daß, was uns ja nicht mehr in Staunen versetzt, auch die Menschenaffen einen Schritt zu menschenähnlicher Hantierung vollzogen haben. „Auch die heute lebenden höheren Affen bedienen sich vielfach der aufgelesenen Steine und abgebrochenen Zweige als Wurfgeschosse und Werkzeuge zum Aufklopfen von Nüssen und dergleichen mehr.“ Das ist ein Verfahren, durch welches auch der höchste Affe über die Lebensstufe der übrigen Tiere sich erhoben hat, und wir haben keinen Grund, dies zu verschleiern, zumal, was wir vom ältesten Menschen wissen, doch wieder auf einer ganz anderen Linie liegt. Denn die bloße Benutzung der von der Natur gebotenen Materialien deutet noch nicht in die Richtung der Kultur. Vielmehr ist „nur der Mensch darauf verfallen, diese von der Natur gelieferten Gegenstände seinen Bedürfnissen entsprechend zu verbessern, indem er die dem Steine von der Natur gegebene Form seinen Wünschen entsprechend durch einige Schläge zu korrigieren suchte und später ganz unabhängig davon den Stein schöpferisch gestaltete und so eigentliche Werkzeuge und Waffen erfand.“ *)

Wie nun der menschliche Geist einerseits in Fortsetzung dieser ersten kulturellen und industriellen Tätigkeit zur höchsten Blüte der Technik und des Komforts hinaufgeschritten ist und dadurch eine außer jeglicher Analogie mit der tierischen stehende Lebensform geschaffen hat, so hat er andererseits durch die ersten Ansätze der Kunst ein Gebiet betreten, das schon in seiner uranfänglichen Erscheinung eine völlig neue Seinsweise innerhalb der Lebewelt bedeutet. Wohl hat man, um auch in dieser Hinsicht die Grenze zu verwischen, von einem Kunsttrieb der Tiere sprechen wollen — eine Auffassung, die einer Widerlegung gar nicht wert ist. Jedermann sieht den Abstand der „Kunst“, mit welcher die Raupe ihren Kokon und der Vogel sein Nest instinktiv für ein von ihm nicht einmal erkanntes Bedürfnis herrichtet, von der bewußten und freiesten, heutigen wie prähistorischen, Kunsttätigkeit des Menschen. Wie die Webervögel von dem industriellen Charakter ihrer instinktiven Arbeit keinen seelischen Eindruck haben, so ist auch für die kunstvolle Gestaltung des Pfauschwanzes, den sein Besitzer — wie man oft sagt, mit Stolz, in Wahrheit nachweislich in direktem Zusammenhang mit dem Paarungsinstinkte — zum Rade entfaltet, nicht der „Kunstsinn“ des Tieres verantwortlich zu machen, gleichviel zu welcher metaphysischen Betrachtung der Eine oder Andere unter uns aus Anlaß solcher kunstvollen Naturdaten angeregt werden möge. Nicht ein verfeinerter tierischer Trieb, sondern eine im Tier vergeblich gesuchte Art der Phantasietätigkeit ist der Kunstsinn des Menschen. Und dieser Kunsttätigkeit war schon der Mammutjäger ergeben! Dieselbe Faust, welche die ersten Steingeräte für die Zerlegung des Wildprets systematisch fertigte, hat sich, aller Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, als die Hand eines künstlerisch empfindenden, über das materielle Bedürfen hinaus auf seelischen Genuß sinnenden Menschen erwiesen. Kein Wunder, daß man bei der ersten Auffindung der Höhlenwandzeichnungen in der Dordogne und in Nordspanien von plumper Fälschung sprach. Wer wollte es der Skepsis verargen, daß sie die, sogar auf außerordentlich genauer Beobachtung der Einzelzüge beruhende, Wiedergabe der tierischen Mitwelt dem Troglodyten der mittleren Eiszeit nicht zutraute! Hätte diese Skepsis nicht sofort mit aller Schärfe eingesetzt, wir wären noch heute im Unklaren über den wahren Wert der Höhlenzeichnungen. Jetzt aber ist sie überwunden. Frei von jedem Zweifel steht das Ergebnis da, daß der Zeitgenosse von Mammut und Wildpferd und Renntier selbst seine animalische Nachbarschaft verewigt hat. Nur er konnte jenes Pferd zeichnen, dessen Gestalt erst nach Bekanntwerden jener Höhlen anderweit in unsern Gesichtskreis getreten ist.

Und auch das ist sicher, daß es sich in jenen künstlerischen Entwürfen des Urmenschen nicht um religiöse Idole handelt. Nur in diesem oder jenem Einzelfalle könnte daran gedacht werden. Aber die große Menge der Tierbilder verrät das Bestreben, Natur darzustellen. Nicht als starre Götzenbilder, sondern als lebensfrische Wesen sind auf jenen Wänden durch Ritzstein und Okerbraun sowie auf den Horn- und Beingeräten das Mammut, der Wisent, das Renntier und andere Tiere dargestellt. (Man vergleiche etwa die Abbildungen in den Werken von Klaatsch und Hoernes.) In einer einzigen Höhle, der von Font de Gaume, hat man 49 Wisents, 4 Renntiere, 4 Pferde, 3 Antilopen, 2 Mammuts abgebildet gefunden. Die berühmte Höhle von Combarelles enthält, da sie jedenfalls viel früher, in der eigentlichen Mammutzeit bewohnt war, neben Pferden eine Galerie von 14 Mammuts.

So hat der Mensch für Geschichte und geschichtliche Ueberlieferung von frühester Zeit her gesorgt. Die Vermutung wird ja nicht fehl greifen, daß jenen infolge feinster Beobachtung verhältnismäßig sehr vollkommenen und auf jeden Fall sehr naturwahren Produkten der Malerei weniger vollkommenere voraufgegangen waren. Mit diesen vermuteten und bisher nicht aufgespürten Artefakten kämen wir aber alsdann in die älteste Periode menschlichen Seins überhaupt. Zur Beurteilung der erwähnten Artefakte jedoch will ich mich mit einer Aeußerung von Hoernes bescheiden *):

Kundige Ethnographen bestätigen mir, daß, wie ich auch selbst sehe, im ganzen Zeichnen der Naturvölker, soweit es bekannt ist, doch nichts Aehnliches vorkomme. Die Vergleichungen, welche man nach dieser Richtung angestellt hat, geben nur einen Schlüssel zum Vorhof des Verständnisses. Man erkennt unter jener Hinterlassenschaft Arbeiten rein individueller Art, welche ausschließlich dem egoistischen Vergnügen des Schöpfers gedient haben, und andere, die einer sozialen Primitivkunst angehören. . . . Die kleinen beweglichen Bildwerke auf oder aus Knochen, Geweih, Elfenbein machen zum Teil den Eindruck rein individueller Freude an der Objektivierung der dem Jäger geläufigen Vorstellungen ohne weiteren Zweck. Aber schon hier finden sich zuweilen emblematische Zeichen, die man als Eigentums- oder Stammesmarken, als religiöse Symbole oder dergleichen gedeutet hat. . In den südfranzösischen Höhlen sind die Figuren zum Teil rücksichtslos übereinander gezeichnet, wie auf den kleinen Stein- und Knochenplatten. Leute, welche gewohnt waren, mit dem Feuerstein zu schaben und zu kratzen, mit Erdfarben zu klexen und zu schmieren, verwendeten ihre Mußestunden zur Ausnutzung vorhandener Flächen, ob diese nun auf blanken Knochenstücken oder glatten Felswänden zu finden waren. Dahinter steckt vielleicht nicht mehr, als wenn wir, um unsere Hand und unsere Gedanken zu beschäftigen, auf der Bank eines schattigen Gartens sitzend mit dem Stock in den Sand eines Kiesweges zeichnen. Ich sage nicht, daß diese Auffassung der Höhlenzeichnungen und Höhlenfresken die richtige ist; aber sie scheint mir neben der Auffassung derselben als eines sinnvollen und beabsichtigten monumentalen Wandschmuckes mindestens zulässig und erwägenswert.

Hoernes unterscheidet sonach zwei Kategorien der ältesten individuell gearteten Höhlenkunst. Wie gering man nun auch die Beteiligung des Intellekts und auch der Phantasie bei dieser Kunstübung zu veranschlagen versuchen mag, von treibenden Vorstellungen und Gedanken zu sprechen hat doch auch Hoernes nicht vermeiden können. Eine spezifisch menschliche Tätigkeit zeigt sich in diesen rohen, aber durchaus charakteristischen Entwürfen von Künstlerhand, die nur auf der Basis menschlichen Denkvermögens und menschlicher Vorstellungsweise entstehen konnten und die relativ schneller und sicherer mit einer gewissen Fertigkeit und Stilisierung ausgeführt wurden, als die gleichzeitig betriebene Handwerkstechnik. Das mag genügen, um den Schluß zu verdeutlichen, daß der Mensch auf außerordentlich früher Stufe seines Daseins die Monumente seines Geistes hergestellt hat und daß, so wenig wir immerhin äußerlich das Auftreten des Menschen aus den Uebergangswehen heraus zu fixieren vermögen, mit dem Vorhandensein des Intellekts und seiner Anwendung die Menschengeschichte begonnen hat. Die Geschichte, die er allein macht und kennt, ist des Menschen eigentümliches Kleinod.

Auch Wilhelm Ostwald stellt in seinen „Vorlesungen über Naturphilosophie“ (S. 433) unter denjenigen menschlichen Betätigungen, „in denen wir die spezifisch menschlichen Leistungen sehen und deren Ausbildung auch den überzeugtesten Anhänger

*) Ludwig Reinhardt, Der Mensch zur Eiszeit in Europa. 1906. S. 29.

*) Moritz Hoernes, Der diluviale Mensch in Europa. 1903. S. 204 f.

der Entwicklungslehre zur Anerkennung sehr wichtiger und weitgehender Unterschiede zwischen dem Menschen und dem höchst entwickelten Tier nötigen," die Kunst voran, der er als zweites Charakteristikum das „ethische Verhalten des Menschen zu seinen Lebensgenossen" folgen läßt. Mag beides sich wie langsam immer herangebildet haben und wie tief wurzelhaft mit tierischem Seelenbesitz zusammenhängen: es ist gleichwohl etwas Neuartiges, das vom Tiere selbst durch Dressur nicht erreicht werden kann. Das Tier macht keine seelische Entwickelung und deshalb keine Geschichte durch. Die Tierwelt hat freilich, seit der Mensch auf den Plan getreten, auch ihre nicht unbeträchtliche Umgestaltung erfahren; Typen sind seitdem ausgestorben, und neue Typen sind hervorgetreten; aber das sind naturhafte Variationen. Von irgend welcher Aufwärtsentwickelung des Seelenlebens innerhalb einer Art oder Gattung des Tierreichs ist nichts zu konstatieren. Der Mensch ist das einzige Geschichtswesen. Das ist die Summa menschlichen Eigenwerts.

Wems nicht genügt, der mag sich den Begriff der Geschichte analysieren. Er mag über die Schwelle seines Bewußtseins erheben, was es heißt, daß der Mensch seine Felder aberntet, Bibliotheken und Paläste sich baut, und daß er die Energien des Weltalls isoliert, aufspeichert und nach seinen Zwecken wirken läßt; kurz, was es heißt: die Natur beherrschen durch Wissen und Können. Das geschichtliche Leben entstammt der Vernunft. Geschichte ist geworden — wenn wir hier von jeder religiösen Bestimmung ausdrücklich absehen — weil der Mensch gleichsam „Bürger zweier Welten" ist; weil er ein Wesen ist, das seiner ganzen seelischen Veranlagung nach sich von der bloßen Natur und Natürlichkeit abkehrt, vom Anfang seines Geschlechtes an diese Abkehr vollzogen und neue Werte geschaffen hat. Durch diese Geisteswirkung des Menschen wurden Industrie und Technik, Kunst und Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit. Menschennotwendige Lebensgestaltungen sind sie alle. Mit dem Menschen ist der Geist in die Natur gekommen und hat ihr neue Formen verliehen. Geisteswehen seit des Menschen erster Geburt. In diesem Sinne eigne ich mir Wilhelm Bölsches schönes Wort an: „Das eben macht die Geschichte des Menschen so großartig und so tief, daß sie eigentlich immer Pfingstgeschichte ist." *)

Für den Zoologen besteht die nur zu begreifliche Versuchung, wenn er das Tiersystem vom Urtier bis zum Anthropomorphen herabgeführt hat, den Menschen als letztes Glied anzureihen. Denn in Hinsicht des physischen Baues und Prozesses sind die Unterschiede zwischen Mensch und Menschenaffe nicht so bedeutend, daß man allein ihretwegen ein neues Naturreich stabilieren müßte. Im Gegenteil. Aber der Zoologe soll nun zurückdenken an die erste Seite seines Systems, wo er zwar bedenklich war, aber dennoch kurzentschlossen das Tierreich vom Pflanzenreich scharf sonderte, obgleich das früher allgemein vorangestellte Kriterium des entgegengesetzten Resultats beim Stoffwechsel neuerdings als ein bloß gradueller Unterschied sich herausgestellt hat. Dann wird auch für den vorurteilsfreien Beurteiler kein Bedenken obwalten, Tierreich und Menschenreich von einander zu sondern, obgleich der Mensch äußerlich nur als Säugetier höherer Ordnung erscheint und zu seinem Seelenleben ein Uebergang beim Affen ganz schwach angedeutet wird. Wie nach der vitalen Gesamtorganisation von Pflanzen und Tieren zwei Reiche unterschieden werden, so müssen auch, auf die Gesamtorganisation des Seelenlebens hin angesehen, Tier und Mensch als zwei Reiche betrachtet werden. Es ist zwar eine ganz anders markierte Grenzlinie, durch welche hier und dort die Scheidung vollzogen ist; aber dem Menschen, der Werte mit einander in Vergleich zu stellen vermag, ist zuzumuten, daß er die Natur und Bestimmung auch dieser Marksteine erfaßt. Die geistige Sonderbildung, welche das organische Leben im Menschen erreicht hat, erscheint in der Tat so fundamental, daß eine scharfe Abgrenzung des Menschen vom Tierreiche unvermeidlich ist.

Karl Beth

*) Aus der Schneegrube. 1903. S. 278.

Was soll uns der Berliner Weltkongreß?

Vgl. Nr. 4

„Ich kann mir von dem Kongreß keinen Erfolg versprechen."

So! Da hat mans! Man ist erkannt in seinem jugendlichen Leichtsinn. „Ihr wisset nichts, bedenket auch nichts." Wollt einen Turm bauen, überschlagt die Kosten nicht, und ob sichs lohnt, Namen und Zeit und Geld an den Bau zu wenden.

Es ist wahr, man hat den Erfolg nicht in Händen. Bei solchen Kongressen. Es muß viel zusammenlaufen und zusammenwirken, damit eine allgemeine Befriedigung herauskommt, damit er empfunden wird als ein Geschenk und als eine Tat. Wenn ich so an unsre Evangelisch-sozialen Kongresse denke, es ist ja kaum ein Fehlschlag darunter, aber einmal doch war er mordsschlecht besucht, und dabei standen als Hauptredner auf dem Programm ein gewesener preußischer Staatsminister besten Angedenkens und einer unsrer anerkanntesten Pastoren. Wer will „Erfolg" verbürgen?

Immerhin kommt 1. etwas darauf an, was der Kongreß will. Dieser Weltkongreß ist ein fremdes Gewächs. Wir Deutschen waren von Anfang an wenig beteiligt. Man tagte 1901 in London, 1903 in Amsterdam, 1905 in Genf, 1907 in Boston. Freigesinnte Leute, deren Lebensinteresse dennoch die Religion war, haben den Kongreß geschaffen. Nun wollen sie auch einmal nach Deutschland kommen. Nach Deutschland, der Heimat der neueren wissenschaftlichen Theologie, von der sie alle gelernt haben. (Nicht ich sage das, sondern sie selbst.) Mehr als wir von ihnen. (Das sage ich, und nicht nur zu unserm Lobe.) Sollten sie in unserm Deutschland nicht willkommen sein? Sollten sie überall mit Freude und Frucht tagen können, nur bei uns nicht? Ich bekenne, ich würde mich schämen, wenn ich darauf antworten müßte: Nein. Und für den Erfolg kommt es nun in erster Linie darauf an, was sie wollen und erwarten. Ich denke, sie wollen die Gelehrten vor allem sehen und kennen lernen, deren Bücher sie gelesen haben. Und sie wollen um diese Theologen und Philosophen her Scharen von Männern und Frauen sehen, die sich wie sie durch die freie Wissenschaft und durch die Geistesfreiheit überhaupt in der Religion gefördert wissen. An der Erfahrung solcher Gemeinschaft wollen sie sich stärken für ihre Person und für ihre Sache, und dann wollen sie wieder ein Jeglicher in seine Stadt ziehn.

Aber wer will denn kommen? Nun nach einem jüngsten Briefe von Rev. Charles W. Wendte in Boston aus Amerika allein 150 bis 200 Personen, nicht weniger als fünfzehn Denominationen angehörig. Reden haben nach demselben Gewährsmann angemeldet folgende Herren. Aus Amerika: Benjamin W. Bacon, Professor für Neues Testament an der Yale University, New Haven, Conn.; Clayton R. Bowen, Professor an der Meadville Theological School in Meadville, Penn.; Samuel Eliot, Präsident der American Unitarian Association, Boston, Mass.; George H. Ferris, Pfarrer an der Baptistenkirche in Philadelphia, Penn.; Thomas C. Hall, Professor am Union Theological Seminary, New York; F. O. Hall, Pfarrer an der Universalistenkirche in New York; Emil G. Hirsch, Professor der rabbinischen Theologie und Philosophie an der Universität Chicago; Dr. Pedro Illgen, Pfarrer an der Heiligen-Geist-Kirche, St. Louis, Mo.; David Starr Jordan, Präsident von Stanford University, Kalifornien; Francis G. Peabody, uns allen bekannt als erster amerikanischer Austauschprofessor, von Harvard University, Cambridge, Mass.; David Philipson, Professor der Homiletik am Hebrew Union College in Cincinnati, Ohio; U. G. B. Pierce, Kaplan des Senats der Vereinigten Staaten, Washington; Walter Rauschenbusch, Professor der Kirchengeschichte an dem baptistischen Theological Seminary, Rochester, N. Y.; Van Shaick, Pastor an der National Universalist Church, Washington; Thomas R. Slicer, Pastor an der Aller-Seelen-Kirche in New York; J. J. Summerbell, Pastor in Dayton, Ohio; Charles E. St. John, Pastor an der Unitarier-Kirche in Philadelphia, Penn. Die Meisten, auch

die beiden Israeliten, sind D. D. = Doctor of Divinity, also Dr. theol. Der Generalsekretär des Kongresses, Rev. Charles W. Wendte in Boston, ist Ehrendoktor von Genf, vom Calvin-Jubiläum her.

Das sind also die Männer aus Amerika, die irgendwie die Gäste von dort als Redner vertreten werden. Ich nenne noch aus England: Bowie-London, Campbell-London, Carpenter-Oxford, Tarrant-London; aus Frankreich: Bonet-Maury, Wilfred Monod, Elie Grunelle, A. Reyß, Emile Roberty, Paul Sabatier, Charles Wagner, sämtlich in Paris; aus Holland die Professoren Eerdmans und Groenewegen von Leiden; aus den skandinavischen Ländern: Samuel Fries von Stockholm, Kristofer Janson von Christiania, Karl Konow von Bergen, Miß Mary Westenholz von Horsholm, Uffe Birkendal von Kopenhagen; aus Oesterreich: Professor Masaryk-Prag; aus Rußland: H. von Merczyng-Petersburg.

Es wird doch keiner unter unsern Lesern sein, der in dieser solennen Liste nicht ihm bekannte Namen entdeckte. Und wen sie nicht kennen, den sollen sie eben kennen lernen. Rein vom internationalen Standpunkte aus freuen wir uns des ehrenden Besuchs und heißen die Gäste schon heute herzlich willkommen. Auch in der Gewißheit, daß ein gut Teil Erfolg des Kongresses schon einfach durch ihr Kommen verbürgt ist.

Wie steht es aber unserseits? Nun, es ist gesichert durch das vorläufige Programm die Mitwirkung von den deutschen Professoren Baumgarten, Bousset, Dorner, Eucken, Gunkel, Harnack, Herrmann, Niebergall, Otto, v. Soden, Titius, Troeltsch, Weinel, Wobbermin, den Pfarrern Foerster, Traub, dem Direktor Ferdinand Jakob Schmidt, dem Reichstagsabgeordneten Naumann, dem Manne für sich Lhotzky, und Anderen. Darf ich mit den Deutschen die Schweizer nennen: Walter Köhler, Ragaz, Rochat, Schönholzer und Andere.

Man mag fragen, wie diese alle mit Vorträgen, Ansprachen und Predigten untergebracht werden sollen. Das ist nun ganz Sache der Organisation. Wir haben mehrere Tage zur Verfügung, und es werden Parallelversammlungen nicht vermieden werden können. So an dem einen Sonntag Abend sollen von 7 Uhr an vier große Versammlungen neben einander stattfinden: Frauenbewegung, Friedenssache, Kampf gegen den Alkohol, soziale Arbeit überhaupt. Wir rechnen darauf, daß außer dem eigentlichen Kongreßpublikum die besondern Anhänger einer jeden Bestrebung die Säle bei diesen Zusammenkünften füllen helfen, und werden ihnen die besten Redner und Rednerinnen stellen. Auch in den Hauptsitzungen sind eigentliche Diskussionen nicht in Aussicht genommen, die Mannigfaltigkeit und Folge der Darbietungen kann also von vornherein bis ins Einzelne geordnet werden, und so wird eine Fülle geistiger Produktion in diesem Rahmen bewältigt werden.

Immerhin, es muß ein Meister den Kongreß organisieren, wenn alles wohlgelingen soll. Hoffen wir, daß er vom Himmel fällt. Aber darf jemand drum skeptisch sagen: „ich zweifle am Erfolg"? Verbürgt die Liste allein von deutschen Namen, die wir aufrollen durften, nicht zur Genüge den Gehalt des Kongresses? also den geistigen, idealen Erfolg? Würde irgendjemand an dem Gelingen eines Weltkongresses für Recht und Gericht zweifeln, zu dem eine gleiche Zahl bedeutender Juristen zugesagt hätte? usw.? Man mag sachliche Bedenken haben, man mag aus persönlichen Gründen zurückstehen: aber allgemeine Zweifel an dem Erfolg sind meines Erachtens schon heute nicht berechtigt, nachdem es gelungen ist eine so stolze Schar Mitwirkender zu sichern.

Aber werden auch Leute kommen und zuhören? Von den vier Volksversammlungen und ihrem speziellen Interesse sprach ich schon. Im übrigen hat Deutschland noch immer, wo irgend bedeutende Persönlichkeiten auftraten und es an der Vorbereitung und Bekanntmachung nicht fehlte, Menschenteilnahme genug aufgebracht. Freilich muß der Umstand höchst ungünstig wirken, daß als Termin der 6. bis 10. August in Aussicht genommen ist. Anfang August und Berlin! Von den Gebildeten Berlins, auf die wir rechnen müssen, gerade für die Sitzungen an den Wochentagen, werden viele verreist sein. Indessen weiß Manches vielleicht doch der Sache wegen sich auf die Tagung mit seinen Sommer- und Ferienplänen einzurichten. Und wir aus der Provinz, weshalb sollen wir nicht auch einmal im August nach Berlin reisen, wenn wir die Aussicht haben, da mehr Platz zu finden als sonst? Jedenfalls konnten die Ausländer zu keiner andern Zeit, und so blieb keine Wahl, wir mußten den Kampf mit der Ungunst dieses Termins aufnehmen. Um so schwerer wird es wiegen, wenn der Kongreß doch den Erfolg hat, den wir hoffen. Zunächst ist es schon Etwas, daß eine große Zahl Männer und Frauen aus allen Ständen unsers Volks ihre Unterschrift für die Einladung zum Kongreß zur Verfügung stellt und sich damit zu seinen Zielen bekennt.

Aber wie verstehen nun wir Deutschen diese Ziele? Und wie wird der Kongreß inmitten unsrer kirchlichen Lage wirken?

Hierüber in einem dritten Artikel. R

Oelberg und Zion

In den nächsten Tagen soll in Jerusalem in Gegenwart des Prinzen Eitel Friedrich und seiner Gemahlin und Schwester das evangelische Krankenhaus auf dem Oelberg und die katholische Kirche auf dem sogenannten Zion eingeweiht werden. Aus diesem Anlaß wird in politischen und kirchlichen Zeitungen wieder von den Erinnerungen, die sich an diese Stätte knüpfen, die Rede sein. So möge hier zusammengestellt werden, was sich in dieser Beziehung wirklich mit Sicherheit ausmachen läßt.

1

Wohin verlegt die Ueberlieferung die letzte Erscheinung Jesu? Auf den Oelberg: daran kann nach der Apostelgeschichte (1, 12) nicht wohl gezweifelt werden. Aber daß es, wie man in der Regel annimmt, gerade auf dem Gipfel war, ist damit noch nicht gesagt. Ja selbst wenn das anzunehmen wäre, würde der Ort noch nicht genau bestimmt sein; denn der Oelberg hat nicht eine, sondern vier Kuppen. So ist die Himmelfahrt denn auch an verschiedenen Stellen lokalisiert worden. Am weitesten nach Norden liegt Viri Galilaei, so genannt, weil nach Apgesch. 1, 11 die zwei Engel, deren genauer Standort auch noch gezeigt wird, die Jünger: „ihr Männer von Galiläa" anredeten; auch Galiläa, wo nach der älteren Tradition die ersten Erscheinungen stattfanden, ist später manchmal hierher verlegt worden. Südöstlich davon haben die Griechen ihre Himmelfahrtskapelle; weiter kommt man an die russischen Bauten, die hier wie überall in Jerusalem die imponierendsten sind; von dem sogenannten Russenturm hat man jene überwältigende Aussicht über Jerusalem und nach dem Toten Meer hinab, die Keiner, der sie einmal genossen, je wieder vergessen wird. Westlich davon liegt endlich die jetzt in muhammedanischen Händen befindliche Himmelfahrtskapelle, in der sogar ein Abdruck des rechten Fußes Jesu gezeigt wird — jetzt übrigens in andrer Weise, als früher.

Die Apostelgeschichte sagt nur: „da wandten sie um gen Jerusalem von dem Berge, der da heißt der Oelberg, welcher ist nahe bei Jerusalem" — und das Lukasevangelium, das gewiß dieselbe Geschichte erzählt, sagt (24, 50), er habe sie hinausgeführt bis nach Bethanien zu — denn so ist wohl zu lesen und zu übersetzen. Dann widersprechen sich die beiden Stellen nicht; denn Bethanien ist zwar selbst nach Joh. 11, 18 fünfzehn Stadien, d. h. etwa 2800 m von Jerusalem entfernt, der Oelberg dagegen nach Apgesch. 1, 12 einen Sabbaterweg, d. h. nicht ganz 1000 m, aber der Weg nach Bethanien führt am Oelberg vorüber, und nur von ihm ist die Rede. Freilich kann man ja auch über den Oelberg nach Bethanien gehen; aber der Aufstieg auf diesen vom Kidrontale aus — und daran wäre dann zu denken — ist so steil, daß ihn Jeder, der nicht auf den Oelberg will oder muß, vermeiden wird; man muß also bei dem Wege nach Bethanien, der nicht näher bezeichnet wird, vielmehr an den gewöhnlichen denken, der schon damals um den Südabhang des Berges herumgeführt haben wird. Auf den Gipfel oder einen Gipfel des Oelbergs wird also die letzte Erscheinung Jesu gar nicht verlegt, sondern wahrscheinlich an seinen Südabhang.

Uebrigens hat auch die älteste, von Konstantin, oder seiner Mutter, zur Erinnerung an die Himmelfahrt errichtete Kirche nicht, wie man gewöhnlich annimmt, auf dem Gipfel des Oelbergs gestanden. Euseb sagt in seiner Lebensbeschreibung des Kaisers (III, 43) nur:

Außerdem feierte seine Mutter das Gedächtnis der Himmelfahrt des Allerlösers auf dem Oelberg durch erhabene Bauten, indem sie oben am Bergrücken neben dem Gipfel des ganzen Berges ein heiliges Haus für eine Kirche und einen Tempel errichtete, und dort, erzählt eine glaubwürdige Nachricht, in dieser Höhle habe der Allerlöser seinen Jüngern seine unaussprechlichen Weihen erteilt.

Deutlicher noch geht dies aus der Reisebeschreibung vom Ende des vierten Jahrhunderts hervor, die früher der Schwester Rufins, Silvia zugeschrieben wurde, in Wahrheit aber der spanischen Nonne Etheria gehört — der neuerdings gemachte Versuch, die Schrift in eine spätere Zeit zu verlegen, dürfte nicht gelungen sein. Hier wird nämlich die Kirche in Eleona, d. h. am Oelberg, wo der Herr in einer Höhle gelehrt habe, immer von dem Inbomon oder Imbomon unterschieden, wo die Himmelfahrt stattgefunden habe, und angenommen, daß man von jener zu diesem emporsteigen müsse. Von einer Kirche hier ist erst später die Rede, und dann wird sie auch manchmal mit der Konstantinischen Basilika in Eleona verwechselt, die, wie gesagt, unterhalb des Gipfels stand. Daß hierhin auch die Himmelfahrt verlegt worden sei, ist freilich nicht gesagt und noch weniger läßt sich entscheiden, wo diese Kirche und die in ihr befindliche Höhle lagen. Immerhin ist es sehr wohl möglich, daß das am Südabhang des Oelberges war; denn hier finden sich mancherlei Grabanlagen und eine davon könnte ja als jene Höhle gegolten haben, oder aber eine Höhle könnte nicht, wie die andern, als Grabanlage benutzt worden sein. Dann hätte sich in der ältesten Tradition noch die Kunde von dem Schauplatz der letzten Erscheinung Jesu einigermaßen erhalten.

Ob Bethanien wirklich an der Stelle des jetzigen ēl ʿezarīje gelegen hat, braucht hier nicht untersucht zu werden. Es ist neuerdings bezweifelt worden, da aber die vorhin angeführte Angabe über Bethaniens Entfernung von Jerusalem genau zu ēl ʿezarīje paßt, wohl mit Unrecht.

Bethphage, das Jesus auf dem Wege nach Jerusalem berührte, wird seit der Kreuzfahrerzeit südöstlich vom Russenturm gezeigt, während es ein moderner französischer Archäolog mit dem Dorf, das jetzt westlich von jenem liegt, Kefr et-tur identifiziert. Beides ist mit der Ausdrucksweise der Evangelien gerade noch vereinbar; aber aus dem vorhin schon angeführten Grunde ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß Jesus von Bethanien aus über den Oelberg in Jerusalem eingezogen sein sollte. Den steilen Abhang nach dem Kidrontal herunterzureiten ist, wie Jeder, der die Verhältnisse kennt, zugeben wird, kaum möglich.

Der Garten Gethsemane, den man jetzt hier zeigt, wenngleich die Lateiner an einer etwas andern Stelle, als die Griechen, muß in der Tat ungefähr hier gelegen haben. Darauf deutet schon sein Name hin, den man Fetttal oder Oelkelter deutet — auch in diesem Falle muß Gethsemane im Tal gelegen haben; und daß das am Oelberg jenseits des Kidron war, sagen der dritte und vierte Evangelist ausdrücklich. Früher scheint man Gethsemane allerdings etwas weiter nördlich gesucht zu haben, und in der Tat könnte wenigstens der Gebetskampf Jesu dort stattgefunden haben. Die Evangelisten sagen ja ausdrücklich, daß Jesus in Gethsemane die meisten seiner Jünger zurückgelassen, nur Petrus, Jakobus und Johannes weiter mitgenommen habe, mit ihm zu wachen, dann aber selbst noch etwas weitergegangen sei. Wohin, wird nicht gesagt, aber wer die Gegend kennt, wird wieder nicht daran denken,

daß Jesus nach dem Oelberg hinaufgestiegen sei, auch nicht, daß er nach der Stadt zurückgekehrt oder talabwärts gegangen sei, wo er auf Andre stoßen konnte; er wird sich am wahrscheinlichsten nach Norden gewandt haben, wo er am sichersten allein zu sein erwarten konnte. Daß wir den Ort dieser erschütterndsten Episode in der Leidensgeschichte nicht kennen, ist ja ein Segen; man würde sonst auch da nicht nur von Bettlern, Eseltreibern und Kutschern belästigt, die man sich schließlich vom Halse halten kann, sondern auch von verständnislosen Globe-trotters gestört, die einen durch die marktschreierischen Erklärungen ihres Bärenführers und ihre Wut, alles zu photographieren, erst recht um jede Stimmung bringen können.

Wie die einzelnen Szenen der Gethsemanegeschichte, so werden am Oelberg übrigens auch noch andere Episoden aus Jesu letzten Tagen lokalisiert. Man zeigt den Ort, wo Jesus über Jerusalem weinte, wo er den Feigenbaum verfluchte, wo sich Judas erhängte usw. Der erste ist nicht übel gewählt: von der halben Höhe des Berges hat man in der Tat den schönsten Blick auf die Stadt und namentlich auf den Tempelplatz, jetzt vielleicht den königlichsten Platz in der ganzen Welt. Aber Verlaß ist auf derartige Traditionen natürlich absolut nicht und noch weniger auf die andern.

2

Daß die Dormition, d. h. die Todesstätte der Mutter Maria, auf dem traditionellen Zion im Südwesten der Stadt zu suchen sei — der geschichtliche Zion, wo der Tempel stand, lag ja vielmehr, wie wir eben sahen, im Osten — ist erst seit dem siebenten Jahrhundert behauptet worden. Vollends daß Maria gerade auf dem Grundstück entschlafen sei, das Kaiser Wilhelm am 31. Oktober 1898 dem Deutschen Verein vom heiligen Lande schenkte und das nun jetzt eine prachtvolle, aber wenigstens in diesen Teil von Jerusalem herzlich schlecht passende katholische Kirche trägt, ist eine erst recht späte und unsichere Tradition; aber davon können wir absehen. Wie steht es im allgemeinen um die Nachricht, daß Maria auf dem traditionellen Zion gestorben sei?

Dagegen spricht schon, daß nach einer etwas älteren Ueberlieferung Maria vielmehr bis zu ihrem Tode am Fuße des Oelbergs wohnte. Früher wird sie mit dem Apostel Johannes nach Ephesus versetzt, ohne daß hier untersucht werden könnte, was an diesen beiden Traditionen ist. Genug, daß am Zion eine andere, ältere, haftet, aus der jene entstanden sein wird, nicht umgekehrt, die Erinnerung nämlich, daß auf dem Zion eine andre, weniger bekannte Maria gewohnt habe, die Mutter des Johannes Markus Apgesch. 12, 12. Denn eine weniger bekannte Persönlichkeit ist auch sonst häufig durch eine bekanntere desselben Namens ersetzt worden: das sehen wir an dem sogenannten Presbyter Johannes, der später in dem gleichnamigen Apostel, und an dem sogenannten Evangelisten Philippus, der später in dem Apostel desselben Namens aufgegangen ist.

Aber wie steht es mit jener und andern mit ihr zusammenhängenden Ueberlieferungen? Sie werden zum Teil auch von Protestanten festgehalten, und haben diese recht, so knüpfen sich auch an diese Stelle im Südwesten der Stadt, die dem, wie es ja leider jetzt die Regel ist, mit der Bahn in Jerusalem ankommenden Fremden zuerst in die Augen fällt, wertvolle Erinnerungen. Sehen wir also zunächst zu, was die im sechsten Jahrhundert und zum Teil schon früher begegnende Ueberlieferung von dem traditionellen Zion noch erzählt.

Nicht nur das Haus der Mutter des Johannes Markus, in dem Petrus nach Apgesch. 12 nach seiner Befreiung zahlreiche Gläubige im Gebet versammelt fand, soll dort gestanden haben, sondern in diesem Haus sollen auch noch folgende andre Ereignisse sich abgespielt haben:

1. die Stiftung des heiligen Abendmahls; manchmal wird sogar Markus als der Mensch mit dem Wasserkrug bezeichnet, der nach Markus und Lukas die Jünger in das Haus geleitet habe.

2. sei Jesus hier seinen Jüngern erschienen; auch nach der Himmelfahrt seien sie hierher zurückgekehrt.

3. hier habe die Ausgießung des Geistes am ersten Pfingstfest nach Jesu Tode stattgefunden; vielleicht, ja wahrscheinlich ist auch noch angenommen worden, hier habe sich die Gemeinde auch fernerhin versammelt.

4. hier habe der erste Bischof der Gemeinde, Jakobus, der Bruder des Herrn, seinen Sitz gehabt.

5. hier sei Stephanus gesteinigt worden.

Die beiden letzten Traditionen konnten offenbar leicht entstehen, wenn die andern einmal vorhanden waren; ja auch die dritte ergab sich, wie schon angedeutet, aus jenen wenigstens in ihrer zweiten Hälfte, sofern sie nämlich das spätre Versammlungslokal der Gemeinde betraf. Selbst die andre Annahme, daß hier auch die Ausgießung des Geistes stattgefunden habe, lag danach nicht fern; aber erst mußten eben jene anderen Traditionen vorhanden sein, und sie lassen sich nicht so leicht erklären. So frägt es sich zunächst, ob sie sich etwa noch weiter zurückverfolgen lassen als bis ins vierte Jahrhundert, wo sie uns ausdrücklich zuerst begegnen.

Der Kirchenvater Epiphanius erzählt in seiner im Jahre 392 verfaßten Schrift über Maße und Gewichte (Kap. 14), Kaiser Hadrian habe bei seinem Besuche Jerusalems, der die Neugründung der Stadt unter dem Namen Aelia Kapitolina zur Folge hatte, Stadt und Tempel zerstört gefunden bis auf wenige Wohnhäuser und die kleine Kirche Gottes, wo die Jünger, nach der Himmelfahrt des Erlösers vom Oelberg heimkehrend, in das Obergemach hinaufgestiegen waren — denn dort war sie erbaut, nämlich auf dem Zion. Aber sonst weiß vor der Mitte des vierten Jahrhunderts Niemand von einer Kirche auf dem Zion; ja eine „Kirche" kann zur Zeit Hadrians schon deshalb dort nicht gestanden haben, weil solche besondern gottesdienstlichen Räume bekanntlich erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts eingerichtet wurden. Auch sonst wird vor dem vorhin angegebenen Termin keines der früher angeführten Ereignisse hier lokalisiert; der sogenannte Pilger von Bordeaux, der im Jahre 333 Jerusalem besuchte und uns sein Reisetagebuch hinterlassen hat, sah da nur das Haus des Hohenpriesters Kaiphas mit der Säule, an der Jesus gegeißelt worden war, und den Palast Davids. Aber das entscheidet schließlich noch nicht gegen die in Rede stehende Annahme; die fraglichen Ereignisse könnten doch dort stattgefunden haben, ohne daß man das später noch wußte. Ehe wir indes dieser Frage weiter nachgehen, ist erst die andere zu untersuchen, ob jene Ereignisse wirklich alle an einer Stelle stattgefunden haben können.

Man hat aus den Evangelien selbst zu beweisen gesucht, daß wenigstens die letzte Mahlzeit Jesu mit seinen Jüngern in dem aus Apgesch. 12 bekannten Hause der Mutter des Johannes Markus gehalten worden sei, und zwar wieder auf verschiedene Weise.

1. Wenn man auch den Wasserträger bei Markus und Lukas nicht mehr mit jenem identifiziert, so meint man doch aus der Beschreibung des großen mit Polstern ausgestatteten Saales bei beiden und aus dem Präsens, in das Markus bei Schilderung der Ankunft Jesu und der Zwölfe übergeht, folgern zu dürfen, daß Markus dabei gegenwärtig, daß das Haus sein Vaterhaus gewesen sei. Aber dieser Uebergang ins Präsens findet sich auch sonst in diesem Evangelium, ohne daß Markus als gegenwärtig zu denken ist, und ebensowenig deuten solche anschauliche Schilderungen, wie die Beschreibung des Abendmahlssaales auf ihn als Augenzeugen hin. Zum Teil weisen sie wohl auf Augenzeugenschaft des Gewährsmannes hin; ich komme darauf sofort zurück.

2. Ganz besonders gern und zuversichtlich sieht man in dem Jüngling, der nach Mark. 14, 51 f. bei der Gefangennahme Jesu in Gethsemane, während die Jünger flohen, ihm nachfolgte, nur mit einem Tuch oder leichten Gewand bekleidet, eben Markus, der durch dieses kleine Selbstporträt in der Ecke eines figurenreichen Gemäldes, statt wie Andre durch ein Monogramm, seinem Werk das ipse feci aufgeprägt und zugleich wieder angedeutet habe, daß das Haus, in dem Jesus sein letztes Mahl gehalten, sein Vaterhaus gewesen sei:

Denn in keinem andern Hause Jerusalems konnte Einer, der sich bereits zur Nachtruhe niedergelegt hatte, den Augenblick erraten, in welchem Jesus aufbrechen werde, und durch den Aufbruch der Tisch-

gesellschaft zu dem plötzlichen Entschluß gebracht werden, ihr so, wie er auf dem Bette gelegen, nachzugehen.

Ich will dagegen nicht einwenden, daß Markus sich dann doch wohl wärmer angezogen hätte — die Nächte sind um Ostern in Jerusalem noch ziemlich kalt und gegen Morgen wird ja dann auch im Palast des Hohenpriesters ein Feuer angezündet. Aber liegt es nicht ebenso nahe, ja näher, anzunehmen, daß er in einem auf dem Grundstück Gethsemane gelegenen Haus sich schlafen gelegt und durch den Lärm bei der Gefangennahme Jesu geweckt worden war? Immerhin könnte er dann noch Markus gewesen sein; indes gerade bei diesem Evangelisten finden sich solche im Zusammenhang entbehrliche Notizen auch sonst. Sie mögen auf einen Augenzeugen als Gewährsmann zurückgehen, für die Augenzeugenschaft des Markus und noch dazu seine Herkunft aus dem Hause, in dem Jesus das Abendmahl einsetzte, beweisen sie nichts.

3. Auch das ist eine unsichere Annahme, daß sich deshalb zur Osterzeit wohl des Jahres 44 die Jünger in dem Hause der Mutter des Johannes Markus versammelt hatten, weil Jesus da das Abendmahl eingesetzt hatte. Es mag ja sein, daß die Gemeinde, auch wenn sie sonst das Abendmahl öfter feierte, doch zu Ostern noch besonders seiner Einsetzung gedachte; aber daß sie zu diesem Zweck damals versammelt war und daß das in demselben Raume geschah, in dem das Abendmahl gestiftet worden war, das ist in keiner Weise angedeutet. Und doch sollte man dergleichen hier und sonst erwarten; die Evangelisten weisen aber mit keinem Wort darauf hin, daß die verschiedenen, früher erwähnten Ereignisse an derselben Stelle stattgefunden hätten; im Gegenteil, sie gebrauchen für die einzelnen Räumlichkeiten verschiedene Ausdrücke.

Trotzdem könnte ja nun wenigstens das Haus der Mutter des Johannes Markus auf dem traditionellen Zion gestanden haben; der Bericht der Apostelgeschichte von der Befreiung des Petrus würde dazu passen. Gefangen gesetzt war dieser nämlich wohl in dem Palast des Herodes an der Westmauer der Stadt worden; denn hier residierte Agrippa I. Ferner wird vorausgesetzt, daß man, um zu dem Haus der Maria zu kommen, nicht erst noch andre Tore zu durchschreiten hatte, es wird also in demselben Stadtteil gesucht. Und endlich in der Nähe des Palastes — auch das würde zu der traditionellen Lage stimmen. Aber gegen die Glaubwürdigkeit der Tradition macht doch immer wieder bedenklich, daß sie uns erst im sechsten Jahrhundert begegnet; das Haus der Maria könnte auch erst hierher verlegt worden sein, weil die andern Ereignisse hier lokalisiert worden waren. Denn das ist sicher schon früher, schon im vierten Jahrhundert geschehen. Hatte man dafür wenigstens triftige Gründe?

Die Möglichkeit, daß die Einsetzung des Abendmahls, die Zusammenkunft der Anhänger Jesu nach seiner letzten Erscheinung — die ersten hatten, wie schon früher bemerkt, vielmehr in Galiläa sich abgespielt — und die Ausgießung des Geistes hier, wenngleich wohl an verschiedenen Orten, stattgefunden hatte, läßt sich wieder nicht bestreiten. Aber durchschlagende Gründe dafür sind auch nicht beizubringen; im Gegenteil, es läßt sich zeigen, wie die Tradition ohne solche entstanden sein könnte. Epiphanius berichtet an der vorhin schon angezogenen Stelle, Hadrian habe auf dem Zion außer jener angeblichen Kirche noch sieben Synagogen gefunden, von denen eine erst unter dem Bischof Maximonas (um 340) verschwunden sei; auch der Pilger von Bordeaux hat sie noch gezeigt bekommen. In der Tat könnten hier bei der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 einige Gebäude stehen geblieben sein; und so ließe es sich auch erklären, daß hier das römische Lager aufgeschlagen wurde, das zunächst an die Stelle der Stadt trat. Hier wird also auch die christliche Gemeinde ihren Sitz gehabt haben, die sich bald wieder bildete. Als die Stadt dann unter Hadrian neu erbaut wurde, erhielt die Mauer im Süden diejenige Richtung, die sie noch jetzt hat, d. h. der traditionelle Zion wurde nicht in sie einbezogen. Das war für die Christen ein Grund mehr, hier und nicht in der heidnischen Stadt zu wohnen oder wenigstens ihre Erinnerungsstätten zu suchen. Der Name Zion scheint erst von den Christen diesem Stadtteil beigelegt worden zu sein, weil sie sich als das wahre Zion fühlten; wenigstens läßt sich der eigentümliche Sprachgebrauch früher und bei den Juden noch nicht nachweisen. Jedenfalls kann man jene Traditionen so erklären; aber wenn sie dann auch unglaubwürdig wären, so bliebe es doch wahr, daß die spätere christliche Gemeinde hier ihren Sitz und geistlichen Mittelpunkt gehabt hätte. Wenn schon in geringerem Maße als der Oelberg, wäre also auch der sogenannte Zion selbst für uns eine geweihte Stätte.

Carl Clemen

Verschiedenes

Eine unmögliche Verordnung des schleswigschen Konsistoriums. Verschiedene Zeitungen, u. a. die Kieler Tagespost Nr. 25, wissen von einem Rundschreiben zu berichten, wodurch das Konsistorium von Schleswig seinen Pfarrern untersagt habe: in Vereinen zu reden, deren Mitglieder überwiegend dänisch gesinnt seien, auch wenn die Vereine nicht politischer Art sind. Wir hoffen, daß hier irgend ein Irrtum unterläuft, oder daß es sich nur um Forderungen politischer Instanzen handelt, die der gesunde kirchliche Sinn im Konsistorium selber noch abzulehnen wissen wird. Man kann nur mit Zorn sich in die Lage hineindenken, daß eine Kirchenbehörde im Stande wäre, ihre Pastoren an der Erfüllung einfachster amtlicher Pflichten aus völlig fragwürdigen politischen Rücksichten heraus zu hindern. Unsre Leser wissen, und das schleswigsche Konsistorium weiß vollends ganz genau, daß es im Norden der Provinz eine ganze Anzahl Gemeinden gibt, deren Glieder durchweg oder in ihrer großen Mehrzahl dänisch gesinnt sind. Setzt man diesen überhaupt Pastoren, wie kann man den Dienst dieser Pastoren an ihnen willkürlich einschränken? Gestattet man den Pastoren, ja erwartet man von ihnen, daß sie dem dänisch gesinnten Kirchenvolk predigen, daß sie ihm Taufe, Trauung, Begräbnis und Abendmahl darbieten: wie kann man sie hindern, im ganzen Umfang ihrer Begabung und Kraft, Neigung und Gewissensverpflichtung den seelsorgerlichen Verkehr mit ihrer Gemeinde zu pflegen? Wie kann man sie hindern, an freien Versammlungen teilzunehmen, die der Erbauung, der Wohltätigkeit, dem sittlichen Fortschritt dienen? So verfügt z. B. der Kampf gegen den Alkohol dort fast überall über blühende Vereine: darf da der Pastor nicht teilnehmen, weil die Alkoholgegner — dänisch gesinnt sind?

Sollte wirklich eine derartige Verordnung unterwegs sein, so werden die Pastoren wissen, was ihres Amtes ist. Aber wir hoffen, daß schon das Konsistorium kirchlichen Sinn und sittliche Widerstandskraft genug besitzen wird, um derartige Zumutungen einer verblendeten Staatskunst abzuwehren. Auch für Konsistorien steht geschrieben Apostelgesch. 5, 29. R

Homiletik und Katechetik. Von J. Gottschick. Herausgegeben von Geiges. Tübingen, Mohr 1908. 196 S. 5, gebunden 6,20 Mk.

Nachdem Gottschick im Laufe der letzten Jahrzehnte mehrere Aufsätze, leider in verschiedene Zeitschriften zerstreut, und größere Arbeiten geliefert hatte, in denen er uns über einzelne Fragen sowohl auf homiletischem, wie auf katechetischem Gebiete in prinzipiellen oder praktischen Ausführungen seine Stellung und sein Verfahren darlegte, sind nach seinem Tode noch, herausgegeben von einem früheren Repetenten am evangelisch-theologischen Seminar und Assistenten an der Predigeranstalt in Tübingen, im wesentlichen nach der letzten Niederschrift die Diktate erschienen, die Gottschick seinen Vorlesungen über Homiletik und Katechetik in immer neuer Bearbeitung zu Grunde legte. Dieser Gabe dürfen wir uns von Herzen freuen. Selbstverständlich hätten wir gern diese knappen, grundlegenden Sätze, zumal da, wo uns andere Ausführungen des Verfassers darüber nicht zu Gebote stehen, durch nähere Erläuterungen und mehr Beispiele bereichert und belebt gesehen, und namentlich bedürften dessen die Studenten, die sich mit dieser Homiletik und Katechetik beschäftigen wollen. Für den aber, der selbst schon Erfahrungen gemacht hat und sich die Darlegungen aus der Praxis zu illustrieren weiß, bieten sie eine Fülle wertvoller Anregungen. Er sieht sich diesem sachkundigen Lehrer gegenüber gezwungen, seine Tätigkeit zu prüfen, ob sie in richtiger Weise, unter genauer Berücksichtigung persönlicher Verhältnisse, durch rechte Auswahl und Verwertung des Stoffes, in bester formeller Darbietung möglichst sicher und gerade zu dem Ziele gelangt, das der Predigt im Ganzen des christlichen Gottesdienstes und der kirchlichen Erziehung gesteckt ist. Wer die Forderungen anerkennt, die Gottschick an eine gute Predigt und eine gute kirchliche Unterweisung stellt — und im Grunde können wir ihm da zustimmen — wer sich bemüht, ihnen immer entschiedener nachzukommen, dessen Arbeit ist, je mehr sie das gezeichnete Ideal erreicht, um so sicherer nachhaltige Wirkung verbürgt. Geschichtliche Ausführungen konnten in einem solchen kurzgefaßten Lehrbuch nur ganz ausnahmsweise Berücksichtigung finden. Literatur ist in den Anmerkungen und am Ende ausreichend angegeben. Paul Glaue

Die Psychologie der Heiligkeit. Eine religionswissenschaftliche Studie von Dr. F. Moerchen, Oberarzt in Ahrweiler. Halle, C. Marhold 1908. 47 S. 1 Mk.

Angeregt durch das Buch des amerikanischen Psychologen William James „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit" (deutsch von

G. Wobbermin, Leipzig, Hinrichs 1907) gibt Moerchen eine Untersuchung der Psychologie und Psychopathologie derjenigen Seelenzustände, welche zu allen Zeiten ihre Träger in den Ruf der Heiligkeit brachten. Es ist mit hoher Freude zu begrüßen, daß die exakte Psychologie sich des dankbaren Stoffes bemächtigt und damit der Geschichtswissenschaft und Theologie zu Hilfe kommt. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß man von einem allgemein gültigen Begriffe der „Heiligkeit" nicht reden darf, und daß die Untersuchung immer an den einzelnen Heiligen sich zu halten hat.

So freudig der Verfasser anerkennt, daß Religiosität an sich eine normale und hochstehende Erscheinung seelischen Geschehens ist, so fordert er doch auch, psychisch und nervös minderwertige Individuen vor einer allzu lebhaften Betätigung ihrer religiösen Neigungen zu bewahren. Geistige Vollentwicklung und geistige Gesundheit sind die notwendigen Bedingungen, wo Religiosität sich in ihren höchsten und wertvollsten Erscheinungen äußern soll.

Mir liegen noch vor in der „Zeitschrift für Religionspsychologie" erschienene Referate des Verfassers über Arbeiten von zwei anderen amerikanischen Psychologen. Gerhard Ficker

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. Edv. Lehmann, Dozent der Religionsgeschichte an der Universität Kopenhagen. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Anna Grundtvig geb. Quittenbaum. Leipzig, Teubner 1908. 166 S. Gebunden 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt, 217. Bändchen.)

Der durch religionsgeschichtliche Arbeiten rühmlich bekannte, jüngst nach Berlin auf Pfleiderers Lehrstuhl berufene Verfasser hat es verstanden, in einem knappen Abriß einen einheitlichen Ueberblick zu geben über die bedeutsamsten Erscheinungen in der Geschichte der Mystik von ihrer primitiven Form bei den Naturvölkern bis zu ihren Ausläufern und Nachwirkungen in der Gegenwart, bis zu Schleiermacher und Kierkegaard. Niemals trocken, stets lebendig und warm zeigt er an den wechselnden geschichtlichen Bildungen zugleich die heute noch lebendigen praktischen Probleme. Mystik muß sein: „weil Bäume, die wachsen sollen, des Rüttelns und Schüttelns bedürfen, weil die Menschenseele manchmal nicht nur aus ihrem Gleichgewicht, sondern auf ein Weilchen ganz aus sich heraus gerüttelt werden muß, wenn ihr ein Ruck im Wachstum bevorsteht." Sie ist „eine Art Wachsweh." Das Büchlein reizt, gleich zu den Quellen zu greifen: wohl die beste Empfehlung. Georg Koch

Luther und Karlstadt. Stücke aus ihrem gegenseitigen Verhältnis. Von Karl Müller. 259 S. Tübingen, J. C. B. Mohr 1908. 6 Mk.

K. Müller setzt sich in einer Anzahl von Einzeluntersuchungen mit dem Karlstadtbiographen Barge auseinander. Im Mittelpunkte stehen die Wittenberger Unruhen von 1521/22; gegen Barge wird gezeigt, daß er die Rolle Luthers verkannte, der Reformator hier nicht als Mann der Reaktion bezeichnet werden kann. Auch die übrigen Untersuchungen verteidigen Luther gegen seine Herabsetzung bei Barge. Die Fragen sind noch nicht allenthalben geklärt; daß Barge Luther unterschätzt hat, ist sicher. In umfangreicher Gegenschrift (Frühprotestantisches Gemeindechristentum, Leipzig, Heinsius 1909, Mk. 5) hat Barge sich gegen Müller zu verteidigen gesucht; bedauerlich bleibt die persönliche Schärfe, die der Kampf angenommen hat. W Köhler

Ein Katechetenspiegel. Von Professor Dr. Th. G. Masaryk. Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen. Neuer Frankfurter Verlag 1907. 128 S. 1,20 Mk.

Nachklänge zu den Masarykprozessen. So viel ich weiß, hat keiner der in den Belegen gekennzeichneten Katecheten den Prozeßweg beschritten. Es handelt sich also um glaubwürdiges Material. Ein einziger Lehrer hat aus seinem langen Bericht die Beschuldigung gegen seinen Direktor und seinen Katecheten widerrufen, alles Uebrige aufrecht erhalten — sind wir recht berichtet, hatte man ihm 500 K. entzogen. Die Antwort des Klerikalismus auf die Broschüre war eine schmähliche Mystifikation des Cas. Daß man mit solchen Mitteln die Glaubwürdigkeit der Broschüre zu erschüttern suchte, ist der beste Beweis dafür, wie wenig sich dagegen tatsächlich einwenden läßt. Wer Oesterreich kennen lernen will, wer wissen will, was Klerikalismus ist, darf an dieser Broschüre nicht vorübergehen. W E Schmidt

Das Vaterunser und der unendliche Gruß. Von Alban Stolz. Billige Volksausgabe. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1908. 256 S. 1,80, gebunden 2,20, auch 2,60 Mk.

Spanisches für die gebildete Welt. Von Alban Stolz. Zwölfte Auflage. Gesammelte Werke Band 2. 358 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 1908. 1,50, gebunden 1,90, auch 2,30 Mk.

Es gibt heutzutage zweifelsohne viele evangelische Pfarrer und Lehrer — von den Angehörigen anderer Stände ganz zu schweigen —, die Alban Stolz nicht kennen. Das ist schade und bedeutet eine Lücke in ihrer Kenntnis deutschen Volksschriftstellertums. Unseren Vätern war er eine bekannte Größe und sein „Kalender für Zeit und Ewigkeit" war in manchem evangelischen Pfarrhaus und Schulhaus zu finden. Ich möchte unsere Leser dringend bitten, sich die Bekanntschaft mit dieser markanten Schriftstellerpersönlichkeit nicht entgehen zu lassen und sich wenigstens das erste der vorstehend angegebenen Bücher anzuschaffen, am besten beide. Die Herdersche Verlagsbuchhandlung macht mit dieser Volksausgabe die Anschaffung ja so leicht. — Heinrich Hansjakob, der Stadtpfarrer in Freiburg, hat seinem Lehrer Alban Stolz in seiner „Studienzeit" ein Denkmal gesetzt. Er rühmt an ihm seine Gedankentiefe, seine religiöse Kraft und Frömmigkeit und seine klassische Sprache. Mit vollem Recht. Ich sehe es als ein erfreuliches Zeichen für das Vorhandensein wahrer Frömmigkeit in der katholischen Kirche der Gegenwart an, daß Alban Stolz bei ihr noch so hoch im Wert steht. A Stock

Kleine Mitteilungen. Der Professor der Philosophie Artur Drews reist durch die Lande, um das deutsche Christenvolk mit seiner Ueberzeugung bekannt zu machen, daß Jesus niemals existiert habe. Freireligiöse Gemeinden und Monistenbünde sind froh, ihm die Stätte zu bereiten. Wie die Geier auf das Aas, so stürzen sie sich auf den toten, ganz toten Jesus. Sie werden nicht satt und stark davon werden. Für uns christliche Theologen aber ist die Situation nicht angenehm. Denn es handelt sich zunächst um eine rein historische Frage, die nur mit den Mitteln einer strengen wissenschaftlichen Kritik ordentlich erledigt werden kann. Nun sind wir ja darauf ausgezeichnet gerüstet, nachdem unsre Theologie über ein Jahrhundert ganz vornehmlich historisch-kritisch gearbeitet hat. Es steckt soviel sittliche Energie, soviel Solidität in dieser Leistung, daß wir wahrlich das neue Fegfeuer nicht zu fürchten brauchen. So sind denn auch in Karlsruhe, Frankfurt a. M., Jena, Plauen, Berlin Theologen in voller Rüstung dem allzu geschwind unter die Historiker gegangenen Philosophen entgegengetreten, und ein urteilsfähiges Publikum wird zum mindesten gemerkt haben, daß der luftigen Hypothese von Artur Drews schwere Gründe entgegenstehn. Aber peinlich bleibt die Lage doch, sofern das Publikum gar nicht im Stande ist, die so gestellte Frage aus eignem Urteil sicher zu beantworten. Es wird ein Prozeß geführt vor nicht zureichend unterrichtetem und vorgebildetem Richter. Ich weiß keinen Weg, wie das besser werden soll, als daß man 1. den Richter, das Publikum, immer gründlicher unterrichtet und bildet. Hoffentlich hat es den Ernst und die Ausdauer, sich das gefallen zu lassen. Dann aber 2. gilt es die Gründe ans helle Tageslicht zu stellen, welche das Christentum als lebendige Gegenwartsreligion über diesen Augenblicksstreit hinausheben, die Gründe, welche den Glauben des einzelnen erfahrenen Christen von den Fragen und „Ergebnissen" der historischen Wissenschaft unabhängig machen. Endlich 3. ist zu hoffen, daß Männer wie Artur Drews selbst, wenn anders sie echte Gelehrte sind, ihre Inkompetenz und ihren Irrtum einsehn und ehrlich genug sein werden, das auch offen einzugestehn.

Was die Christliche Welt betrifft, so haben wir offen gestanden ein Buch wie die „Christusmythe" von Drews lange nicht für wichtig genug gehalten, um uns und unsre Leser mehr, als geschehen, damit zu befassen. Nachdem aber Artur Drews sich persönlich so ins Zeug legt (was man ja persönlich an ihm durchaus achten kann) und auch sonst der Geist der Skepsis wunderlich umgeht, selbst wo man es nicht vermuten sollte, müssen wir dem Rechnung tragen. Unsre nächste Nummer wird dieser Situation ganz gewidmet sein. Wir werden sie in größerer Auflage drucken lassen und bitten schon heute, davon entsprechenden Gebrauch zu machen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 17. Februar 8 Uhr in der Aula des ehemaligen Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstr. 13/14 II: Moderner Sozialismus und christliche Moral. D. Naumann. An den Vortrag schließt sich eine freie Aussprache. Gäste willkommen.

Chemnitz. Donnerstag 24. Februar Deutscher Kaiser: Das Problem der Tötung in Th. Storms Novellen. Ein Bekenntnis. Dr. Wagner-Freiberg.

Cöthen. Mittwoch 23. Februar 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Welchen Sinn hat heute der reformatorische Grundsatz von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben? Reuß-Schender.

Coblenz. Freunde evangelischer Freiheit Mittelrheingruppe. Freitag 18. Februar 8¾ Uhr Erörterungsabend im Bürger-Vereinshause: Unsere Kirchenverfassung. Pfarrer Andreä-Remagen. Anschließend Mitgliederversammlung (Wahlen, Berichte).

Gießen. Donnerstag 24. Februar pünktlich 8 Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Theologische Wissenschaft und Volksfrömmigkeit. Seminardirektor D. Eger-Friedberg.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt) Freitag 11. Februar 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Was suchen wir in unsern Versammlungen?

Stuttgart. Montag 14. Februar ½8 Uhr im Herzog Christoph: Herder. Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 1. D. Manchots Tod — Bernhardus Varenius, Ein Pionier der vergleichenden Religionsforschung. Von D. Haas in Heidelberg — Das Begräbnisritual der japanischen Mantra-Sekte. Von Prof. Lloyd, Tokio — Halbjahrsbericht von Superintendent Schiller in Kioto — Das chinesische Volkstheater in religiöser Bedeutung. Von Pfarrer Lic. Schüler, Tsingtau — Aus der Mission der Gegenwart — Instruktionskursus für Mission — Aus den Zweigvereinen — Eingegangene Schriften — Mitteilungen

Evangelischer Theologe

Oberlehrer, Prof. Dr. phil., in den besten Jahren, der wegen Gewissenskonflikts mit dem kirchlichen Dogma sein Amt niederlegen **möchte,** sucht bis 1. Juli (oder 1. Oktober) eine seiner Fähigkeit und Bildung entsprechende **Stellung.** Gehalt Nebensache. Offerten unter **R. S. 40** an den Verlag des Blattes.

Gesucht

Prof. **Kaehler:** Die Universität und das öffentliche Leben. Programm bei Antritt des Rectorates 1887. Da zu einem Geschenk (11. II.) bestimmt, ist Sauberkeit und Vollständigkeit unerläßlich; antiquarisch nicht mehr so zu haben. Preisangabe erbeten.

Schwerin i. M. **Th. v. Miltitz**

Gredy Staehelin
Dr. Walther E. Schmidt
Verlobte
Basel — Herrnhut
Muenchensteinerstr. 49

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung u. Vertiefung christl. Bildg. u. Weltanschauung.
Herausgegeben von **Lic. Emil Pfennigsdorf.** Vierteljährlich 1,50 M., m. Porto 1 65 M.
Probeheft gratis von **C. Bertelsmann in Gütersloh.**
Herausg. versteht es meisterhaft, für jede den modernen Menschen bewegende Frage die rechte Antwort zu finden — G. d. G. darf als die bedeutendste apolog. Zeitschrift bezeichnet werden. (Hann. Past.-Bl.) Wir weisen auf die durchweg gediegenen Darbietungen hin. (Pos. Union.). Die Artikel sind in der Tat vielseitig. (Ev. Freiheit, hrsg. von Baumgarten.)

Junges Mädchen
bereits in Stellung gewesen, kinderlieb und arbeitsfreudig, sucht Aufnahme in Pfarr- oder Lehrerhause ohne gegenseitige Vergütung. Anfragen unter **A. T. 5766** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Berlin W. 8.**

Cand. theol. sucht für die Ferien (März und April) einfache, ruhige **Pension,** eventuell gegen Erteilung von Unterricht. Angebote mit genauer Angabe der Bedingungen unter **V W** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Pension und Unterricht finden 2 **Knaben** bei mäßigem Pensionspreis im Pfarrhaus **Müglenz,** Post **Falkenhain,** Bezirk Leipzig.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Soeben erschien:

Adolf Harnack: Entstehung und Entwickelung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts in den zwei ersten Jahrhunderten. Nebst einer Kritik der Abhandlung R. Sohm's: „Wesen und Ursprung des Katholizismus" und Untersuchungen über „Evangelium", „Wort Gottes" und das Trinitarische Bekenntnis.
XII, 252 S. 8°. *M.* 6.60; geb. *M.* 7.50

Hauslehrer
für 10 jähriges Mädchen und zur Beaufsichtigung eines 7 jährigen Knaben in ein Industriedorf des Sächsischen Erzgebirges gesucht. Englische und musikalische Kenntnisse, Freude an Sport erwünscht.
Bewerbungen mit Bild und Angabe der Vorbildung und der Ansprüche an die Schriftleitung des Blattes unter **R L.**

Chronik der Christlichen Welt — Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen
Nr. 5. Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften 1908/09: I. In der Heimat — Die Landessynode von Sachsen-Meiningen — Verschiedenes

Für **2 meiner Söhne,** welche Tertia und Sexta des hiesigen Real-Gymnasiums besuchen, suche ich einen **stud.** oder **cand. phil.** oder **theol.** zur Beaufsichtigung der Schularbeiten und evtl. Nachhülfe.
Die Stellung ist mehrfach von Herren bekleidet gewesen, die sich hier mit gutem Erfolge zum Examen vorbereiteten.
Hermann Helpe, Bückeburg

Preußische Kirchenzeitung — Verlag von Arthur Glaue, Berlin
Nr. 6. Von Christus und dem Christentum — Der neue Lehrplanentwurf über den Religionsunterricht in der Hamburgischen Volksschule. (Schluß) — Aus Preußen: Von der Evangelischen Vereinigung; Die Einführung des neuen Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen, Stolte — Aus anderen evangelischen Kirchengemeinschaften: Die Angriffe wider die Brüdergemeinde — Mancherlei

Erlangen
Universität
Hier blinkt noch die goldene Burschenfreiheit!
Anmutige Umgebung. **Fränkische Schweiz.** Nahverkehr mit **Nürnberg** und **Bamberg.** Nach **München knapp 4 Std. Fahrtzeit.** Verkehrsverein

So wie die Palme
das auf der Erde wandelnde Tierreich überragt, so überragt das aus ihrer Frucht gewonnene Pflanzenfett Palmin alle tierische Fette durch seine Reinheit und Güte.
Palmin eignet sich gleich vorzüglich zum Kochen, Braten und Backen.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)
Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.
Versicherungsbestand 351 677 550 M. Vermögensbestand 127 050 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.
Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.
Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**
Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Hermann Gesenius in Halle a. S. (Beliebte und gediegene Konfirmationsgeschenke) und Quelle und Meyer in Leipzig (Die alttestamentliche Wissenschaft)